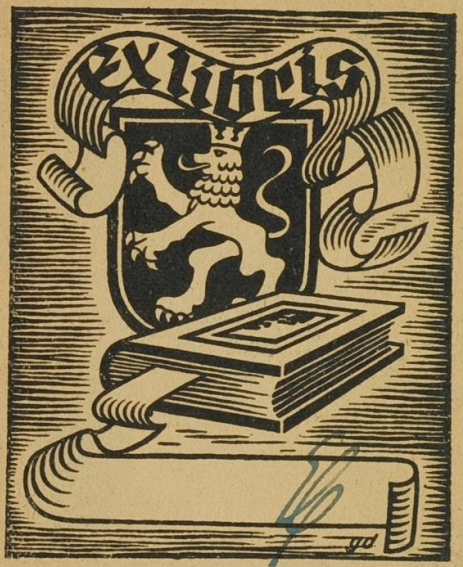
D. Lit.
24079

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

elit 5 [statt 6] Kpf.



FRIEDERIKE DOROTHEE WILHELMINE

Königin von Schweden

geb.e Prinzessin von Baden

Zu finden bei Braun in Carlsruhe.

mariage. sculp.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

RHEINBLÜTEN.

Dritter Jahrgang.

Taschenbuch

auf das Jahr 1824.

Mit sechs Kupfern.

Carlsruhe

Verlag von Gottlieb Braun.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

D. Lit. 24079
zwe Rara

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

63.3558

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rheinblüten.

Dritter Jahrgang.

Taschenbuch

auf das Jahr 1824.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

Seite

Erklärung der Kupfer ---------- V — XXX

F. L. Bührlen.

Fliegende Blätter; Bemerkungen --- 129 — 168

Haug.

Auf dem Lande ---------- 125 — 127

Der Mond ---------- 127

Sonderbare Vorschläge ---------- 128

Votum ---------- 128

R.

Schifflein ---------- 117 — 120

Ein Schwank in niederschwäbischer Mundart ---------- 121 — 124

E. Raupach.

Die Wanderung, ein Mährchen ---- 1 — 50

L. Robert.

Aus einer Geschichte des Kaisers Julianus Apostata. Ein Fragment --- 51 — 71

Gaben der flüchtigen Muse ------- 169 — 194

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

A. Schreiber.

Die Ueberraschung. Eine Erzählung -- 85 — 116

G. Schwab.

Graf Eberhard im Bart und das Kloster zu Kirchheim. Würtembergische Sage 72 — 84

L. Tieck.

Musikalische Leiden und Freuden. Novelle. 195 — 303

Erklärung der Kupfer.

Unter der Aegide Ihrer Majestät der Königin Friederike von Schweden, gebohrne Prinzessin von Baden, erscheint dieser dritte Jahrgang der Rheinblüten. Indem das wohlgetroffene, von Epple gezeichnete, und von Mariage in Paris gefertigte, Bildniß dieser kunstliebenden Fürstin die Reihe der Kupfer eröffnet, verehren wir Sie hier als die Choranführende Muse, welche diesem anthologischen Werke die Weihe gibt und zugleich als die hohe Gönnerin, die es freundlich beschützt. Möchte Sie unsere Huldigung so wohlwollend aufnehmen, als dieser schönste

Schmuck unsers Buches gewiß hoch willkommen seyn und diejenigen höchst erfreuen wird, die des Glücks genießen, die erhabenen Tugenden dieser edeln Fürstin in heilverbreitender Nähe zu bewundern.

Als Gegensatz zu diesem erhabenen Bildnisse und doch so innig mit demselben verwandt, folgen nun drei Scenen aus Lienhard und Gertrud. Es ist ein bekannter und löblicher Gebrauch im deutschen Vaterlande, Taschenbücher und Almanache mit bildlichen Darstellungen aus den Werken unserer Klassiker zu schmücken. Was bewährte und berühmte Dichter begeisterungsvoll erschufen, soll in den mannigfaltigsten Formen, auch von der bildenden Kunst festgehalten, und so immer näheres und immer weiter verbreitetes Eigenthum der Nation werden; daher wird man es der Redaction Dank wissen, daß ihre Wahl auf Pestalozzi's berühmtes Volksbuch fiel,

um so mehr, als dieses klassische Werk, wenn gleich hochberühmt, doch nicht so allgemein ein Buch des deutschen Volkes ist, als es dieses im vollen Maaße und überall seyn sollte. Es ist hier nicht der Ort, von dem rein-ethischen, noch gar von dem pädagogischen Werthe dieses Werkes zu sprechen; denn erstlich ist dieser anerkannt und dann möchte das gerade manche Leserin, ja manchen Leser abschrecken, ein so empfohlenes Buch zur Hand zu nehmen. Es ist sogar zu vermuthen, daß es eine bedeutende Anzahl von sonst gebildeten, ja belesenen Personen beiderlei Geschlechter gibt, die, wenn von einem Pestalozzischen Werke die Rede ist, sich ein so trocken-wissenschaftliches Buch vorstellen, daß es ihnen auch nicht entfernt in den Sinn kommt, es wohl lesen zu können. Wie wäre es sonst möglich, was leider so häufig der Fall ist, daß man in so manchem Hause, wo man sich das Lesen zum

Geschäft macht, wo man nicht nur Spanische, sondern selbst Indische Autoren studirt, daß dort Lienhard und Gertrud ehrenhalber nur dem Namen nach bekannt ist; Lienhard und Gertrud, das klassische Gedicht, welches mit Goethens Hermann und Dorothea und Vossens Luise eine idyllisch-epische Trilogie bildet, wie sie unter den neuern Völkern nur die Deutschen besitzen! Es wäre anmaßend, dieses hochberühmte Meisterwerk hier dem Pädagogen, oder auch nur der wahrhaft-liebenden, wahrhaft-gebildeten Mutter empfehlen zu wollen, es wäre dieses nicht nur anmaßend, es wäre auch überflüssig: sie haben es gelesen, es ist ihr Haus- und Hilfsbuch. Wir wiederholen demnach, daß wir von dem wissenschaftlichen, wie von dem ethischen Werthe dieses Werks schweigen. Das aber sey uns erlaubt hier zu bemerken und besonders für Frauen, die eine natürliche Scheu haben vor wissenschaftlichen

Büchern, daß dieses pädagogische Werk, diese Anleitung zur practischen Philosophie, d. h. zum thatsächlichen Christenthume, keineswe= ges ein streng=systematisches, noch weniger ein labyrintisches Lehrgebäude ist, sondern die Schöpfung einer bis zur Weisheit, bis zur Schönheit, bis zur plastischen Dichtkunst gesteigerten Menschenliebe. Es spannt und fesselt dieses ländliche Epos mit wahrhaft dra= matischer Kraft; die Landschaftsgemälde sind frisch und reitzend; sie wechseln in rascher Folge mit den Begebenheiten, die bald in leisen Abstufungen, bald in grellen Gegensätzen sich folgen, aber stets einfach, immer natür= lich; einfach und natürlich, und dennoch — nein! und eben deshalb sogar erhaben. Wie die Begebenheiten, so sind auch die Chara= ctere, der Natur abgelauscht und mit in Au= gen springender Wahrheit, mit beschwich= tigender Kunst dargestellt und zwar in hun=

dertfacher Abstufung, vom Ideal des Landesvaters und der Hausmutter, bis zum trägen Taugenichts, bis zum verirrten, bejammernswerthen Bösewicht; vom unermüdetthätigen Weltweisen, bis zum pfiffigen Narren und komischen Dummkopf. Daß ein solches Werk plastischer Dichtkunst — und nur als ein solches betrachten wir hier Lienhard und Gertrud — der bildenden Kunst den mannigfaltigsten Stoff darbiethet, wird wohl kein Sachverständiger in Zweifel ziehn; und so hofft die Redaction der Rheinblüten, daß man ihre Wahl in doppelter Hinsicht billigen wird; theils deshalb: weil Zeichner und Kupferstecher in diesem Werke ein ergiebiges Feld für characteristische Darstellungen finden; theils, weil eben durch diese Darstellungen vielleicht hie und da und von neuem die Aufmerksamkeit auf ein Buch sich richten dürfte, worauf Deutschland stolz seyn darf und das nach der

Absicht des edeln Verfassers und gemäß dem Wunsche aller Menschenfreunde, schon längst ein Volksbuch seyn sollte. Würde nun die Redaction dieses Taschenbuchs in der Hoffnung, daß man ihre Wahl billigen werde, sich nicht täuschen, so soll in den künftigen Jahrgängen der Rheinblüten mit bildlichen Darstellungen aus Lienhard und Gertrud der Reihe nach fortgefahren werden; und es werden dabei ihr sowohl, als den ausübenden Künstlern die Ansichten, Vorschläge und kritische Urtheile der Kenner jederzeit willkommen seyn, damit dieses Unternehmen, seinen Zweck würdig erfüllend, von Jahr zu Jahr fortschreitend, sich verbessere.

Wir schreiten nach diesem Vorwort zur Beschreibung der drei Kupferstiche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Schon auf den ersten Seiten unsers idyllischen Epos findet sich für den Zeichner ein lieblicher und zugleich erhabener Stoff, der mannigfache Gelegenheit, sowohl für gefällige und weise Gruppirung, als für eindringliche Characteristik darbiethet. Denn was ist lieblicher auf Erden, als die schuldlose Kinderwelt; und was erhabener, wenn man sich nicht zu den unerreichbaren Göttern versteigen will, als die in Sorgfalt und Liebe selbstvergessene Mutter. Sieben Kinder drängen und schmiegen sich an sie, wo nun der bildende Künstler den höchsten Reichthum einer sinnreichen Komposition zu entfalten vermag; eben so sinnreich kann die Characteristik seyn, da hier die Sorgfalt der Mutter bis zur düstern Sorge gesteigert ist, die von den Kindern, obgleich der Ursache unkundig, ängstlich und mitleidsvoll getheilt wird. Sorge von Kindern

A. Lips gezé gest.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

getheilt, die ihrem Wesen nach, fern von aller Vor- und Nachsorge, in schuld- und schmerzloser Gegenwart leben sollten; ein tieftragischer Gegenstand! so tragisch, daß er nicht zu ertragen wäre, wenn ihn Lieblichkeit nicht milderte, wenn ihn die Gewißheit nicht beschwichtigte, daß die frohe Natur des Kindes bald siegen wird über unverstandenes augenblickliches Leid. Auch erschüttert den eben eintretenden Vater diese Scene so mächtig, daß sie die Veranlassung zu thatbegründender Reue wird, und von da an seine vollständige Besserung beginnt. — Doch wir wollen den edeln Dichter selbst die Scene beschreiben lassen.

„Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern — da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter! riefen sie

alle aus einem Munde, du weinest, und drängten sich enger an ihren Schoos. Angst und Sorge zeigten sich an jeder Geberde. — Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Staunen, und stille Thränen umrangen die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzengefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst — sein starres Auge, das zum erstenmale ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte — alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lauter Schreyen aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrey, als eben Lienhard die Thüre eröffnete."

„Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette; hörte das Oeffnen der Thüre nicht, und sah nicht den kommenden Vater — Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr — Sie

sahen nur die jammernde Mutter — und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals, und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard."

„Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden — und setzt ihrem Jammer ein Ziel."

„Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen! Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, — daß seine Glieder bebeten. Todesbläße stieg in sein Antlitz — und schnell und gebrochen konnte er kaum sagen — Herr Jesus! was ist das?"

Ueber den Werth des Kupferstiches zu sprechen ziemt der Redaction nicht; was sie darüber sagen könnte, würde ihr selbst wie Eigenlob klingen. Auch glaubt sie genug zu thun, wenn sie den Namen des Kupferstechers und Zeichners nennt. Es ist Herr Lips, genugsam rühmlich bekannt, um hier noch Anpreisung zu bedürfen.

2.

Gertrud, das Ideal der Mutter, Gattin und Hausfrau — nehmlich für diejenigen, die zu dem Ideal einer Mutter nicht ausschließlich und immer der Himmelskönigin bedürfen; die für das Ideal einer Gattin nicht einzig und allein ein paar, von eifersüchtigen Wüthrichen gequälte, und durch Wunder unterstützte und daher kanonisirte, Legendenfürstinnen halten; und die das Ideal einer Hausfrau nicht nur auf den Ritterburgen des unerreichbar-musterhaften Mittelalters unter den dortigen hohen Herrinnen, oder wenn's hoch, oder vielmehr, wenn's herablassend kommt, in den ehemals so tugendhaftbeschränkten Spießbürgerfamilien der Hansa-Städte suchen — also Gertrud, für einen Menschen der Gegenwart und der Zukunft das Ideal der Mutter, Gattin und Hausfrau, steht hier, den Säugling auf dem Arme, in

J. Lips gez: ü: gest:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

holder Verschämtheit, demüthig, und doch selbstständig, im Gefühl ihrer schönen Seele, vor einem Vornehmen, vor ihrem Herrn, Hilfe suchend und seinem Edelmuthe vertrauend. — „Er nahm eine Schale Thee," heißt es, „die vor ihm stand, und sagte: Du bist nüchtern, Gertrud? Trink diesen Thee und gieb deinem schönen Kinde von dieser Milch." —

Dann heißt es weiter:

„Da legte Gertrud sieben reinliche Päckchen auf Arners Tisch — und bei jedem Päckchen lag ein Zettel, von wem alles wäre — und wenn Gertrud etwas davon genommen hatte — so stand es aufgeschrieben — und wie sie es wieder zugelegt hätte."

„Arner las diese Zettel aufmerksam durch.—"

„Gertrud sah's und erröthete. Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr!"

„Arner lächelte — und las fort — aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbarlich pochte

ihr Herz ob diesen Zetteln; — denn sie war bescheiden — und demüthig — und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit."

„Arner sah ihre Unruhe, daß sie die Zettel nicht beiseit gelegt hatte, und fühlte die reine Höhe der Unschuld, die beschämt da steht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, — und beschloß dem Weibe mehr, als es bat, und hoffete, Gnade zu erweisen; denn er fühlte ihren Werth — und daß unter tausenden kein Weib ihr gleich käme.

J. Lips gez. u. gest.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3.

„Ein Unmensch erscheint." So betitelt der edle Verfasser das dritte Kapitel, aus dem diese Scene genommen ist. Es ist der Vogt Hummel, eine Person, die leider häufig in kleinen Städten und Dörfern anzutreffen ist und die, aller Weisheit höherer Gesetze zum Trotz, die segensreichsten Anordnungen in Fluch verwandelt. Ein Gegenstand, der von so hoher Wichtigkeit ist, daß wir dem Staatsmann, der eine neue Gemeindeordnung zu entwerfen hätte, das Buch Lienhard und Gertrud in dieser Hinsicht empfehlen würden, wenn diese Empfehlung nicht den Schein, wenn auch den falschen, einer Paradoxie, ja vielleicht einer Lächerlichkeit trüge. Eben so paradox mag es Vielen klingen, wenn wir behaupten, daß hier nicht etwa ein absoluter unnatürlicher Teufel, sondern ein menschlichgesunkener Bösewicht, in seiner geheimsten

und innersten Entfaltung, mit allen Inconsequenzen und Widersprüchen der Nichtigkeit so anschaulich dargestellt ist, so anschaulich-wahr, wie nur ein Shakespear es vermochte. Shakespear und Pestalozzi, das klingt freilich paradox, aber wir können nicht umhin, diese so verschiedenen Geister hier in künstlerischer Hinsicht auf gleiche Linie zu stellen. — Wir müßten zum Verständniß dieses Blattes das ganze Kapitel abschreiben, welches der beschränkte Raum nicht gestattet. Wir bitten also unsere Leser, das Meisterwerk selbst zur Hand zu nehmen und deuten nur an, daß der Künstler den Moment gewählt hat, in welchem Gertrud, ihres Rechts und des Vogts Unrechts sich bewußt, zu diesem in edelm Zorn sagt: „Vogt! Du solltest dich schämen, einem armen Manne ein Nachtessen, das er liebt, und vielleicht im Jahre nicht drei Mal hat, zu verbittern!“

Der Anordnung unsers Taschenbuchs gemäß folgen nun zwei landschaftliche Kupferstiche. Wir haben es uns zum Gesetz gemacht, so oft es nur thunlich ist, Gegenden unsers süd-deutschen Vaterlandes zu wählen, und sind so glücklich, unsern Lesern in diesem Jahrgange zwei der schönsten Ansichten des Großherzogthums Baden, in schöner Zeichnung und sauberm Stich vorlegen zu können.

I.

Ansicht der Insel Meinau, welches Blatt wir bereits im vorigen Jahrgang zu liefern versprachen und welches nun hier folgt. Kolb, in seinem Lexikon von dem Großherzogthum Baden, sagt Folgendes:

„Meinau, ehemals Maigenowe, eine Insel im Bodensee. Sie war in älteren Zei-

ten ein Lehen der Aebte von Reichenau an die Edeln von Langenstein, die ein nach der damaligen Zeit festes Schloß hier hatten. Ritter Arnold von Langenstein ließ im Jahr 1282 zwei seiner Söhne in den deutschen Orden eintreten, und übergab mit Bewilligung des Abtes Albert die Insel diesem Orden. Im vorigen Jahrhundert wurde hier ein Schloß nach neuem Geschmack aufgeführt, aus welchem man eine der schönsten Aussichten über den Bodensee genießt. Die ganze Insel beträgt in ihrem Flächenmaase 125 Jauchert mit Inbegriff aller Gebäude, Höfe, Wege, und ist auf der einen Seite vermittelst eines Fußsteges mit dem festen Lande verbunden."

„Die Insel Meinau bedarf, wie Mercy im Jahr 1793 unter der Maske einer französischen Emigrantin sagte: nur noch des Aufenthalts eines Unglücklichen oder Gelehrten, um mit der bekannten St. Petersinsel bei

Viel eine Zelebrität zu gewinnen. Für das Auge des Reisenden selbst hat sie ohnehin weit größere Reize als diese. Ich kann es nicht fassen, warum die meisten Reisebeschreibungen nichts — gar nichts von diesem glücklichen Eilande erwähnen. Der philosophische Pilger aus Göttingen war meines Wissens der Allererste, der hier seinen Stab aufhängte, und den Beweis des Pyrrho, daß das Zeugniß der Empfindung trüglich sey, von neuem umstieß."

„Im Jahr 1647 belagerten die Schweden unter Kommando des General-Feldmarschalls Karl Gustav Wrangel mit 17 Schiffen die Insel Meinau, die kleine Garnison unter Anführung des Obristlieutenants Johann Werner Hundbiß auf Waltrambs, vertheidigte sich tapfer, mußte aber der Uebermacht des Feindes weichen, und übergab mit Kapitulation den 13ten Febr. 1647 die Insel an die Schweden."

„Meinau war seit Jahrhunderten bis zum Jahr 1806 der Sitz eines Deutschordens-Kommandeurs. Der Preßburger Friede vereinigte diese Herrschaft sammt ihren Gerechtsamen mit dem Hause Baden."

„Die Insel selbst ist fruchtbar an Getraide, bringt vorzügliches Obst, und einen sehr guten Wein hervor. Meinau hat seit der badischen Besitznahme ein eigenes Wirthshaus erhalten, worin die Bedienung reinlich und billig ist."

Die nach der Natur aufgenommene Zeichnung dieser paradiesischen Insel und ihrer nächsten Umgebung ist von unserm berühmten und talentreichen Hofmaler Kunz; der Stich von Herrn Schnell, Schüler und Schwiegersohn Haldenwangs, einem jungen Manne, dessen Göthe in seinem Rhein und Main bereits ehrenvoll erwähnt hat. Wir begnügen uns

auch hier, nur die Namen der ausübenden Künstler zu nennen, dem Liebhaber die reine Freude der Anschauung gönnend und dem Kenner das Urtheil überlassend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2.

Eben dieses gilt für die wildromantische Ansicht des Wasserfalls bei Tryberg. Auch von diesem Blatte sagen wir nur, daß es von Frommel gezeichnet und gestochen ist und lassen den bewährten Namen und das Kunstwerk von ihrem Werthe zeugen. In dem eben angeführten Lexikon heißt es:

„Tryberg, ein Städtchen von 92 Häusern, in welchem der Sitz des Bezirksamtes ist. Es liegt in einer engen, kaum hundert Morgen messenden Bergschlucht; etwa zwei hundert Schuhe tiefer, als die drei dasselbe umschließenden Bergrücken, und doch liegt das Städtchen noch anderthalb hundert Schuhe höher über der Meeresfläche, als die neun hohen Linden auf dem Kaiserstuhl. Es ist eine der pitoresken Gegenden des Breisgauer Schwarzwaldes."

C. Frommel ad. nat. del. & sculp.

WASSERFAELLE BEI TRYBERG

im Schwarzwalde.

bei Braun in Carlsruhe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Aus dem nordöstlichen Bergeinschnitt fließt die Nußbach, vom westlichen Rücken der Fallbach, und von nordwestlicher Seite die Schonach. Beim Städtchen vereinigen sich diese Waldbäche, und strömen unter Hornberg in die Kinzig. Der Fallbach gibt dieser in ihrer Art einzigen Gegend einen schweizerhaften romantischen Anstrich, wo sich im verjüngten Maasstabe alles Malerische vereinigt: Felsengruppen, sanftere Wiesenfluren im Hintergrunde, kahle Berghöhen, Parthieen schattiger Schwarztannen, an die sich einfache Holzhütten und Bauernhöfe anlehnen, in deren Umzäunungen die Heerden, Kühe und Ziegen, von strohflechtenden Hirtenknaben oder Mädchen geleitet, bergan und ab klettern."

„Da, wo diese kleine Stadt aufwärts an einen kleinen Hügel sich anlehnt, stand eine den Herren von Tryberg gehörende Ritterburg, welche im Jahr 1642 den 25ten Dezember

von den Unterthanen bestürmt, erobert und verbrannt wurde. Zur Strafe wurden Städtchen und die zehen Vogteyen verurtheilt, das zum Sitze des Amtes bestimmte Haus am Fuße der ehemaligen Burg zu erbauen, und zu unterhalten."

„Eine Art religiöser Stiftung begründete sich hier zu Ende des 17ten Jahrhunderts: Einige Soldaten vom Regiment von Kageneck, Compagnie Stadliani, welche auf den nahen Schönwälder und Schonacher Höhen stationirt waren, glaubten, so oft sie vom Städtchen den engen Fußpfad am rauschenden Bach von Schonach heraufkamen, einen ungewöhnlichen Gesang in den Wipfeln der Tannen zu hören."

„Die dortige Bergkluft, die durch ein schnell abbrechendes Felseneck, der auf- und abströmenden Luft einen eignen widerstrebenden Impuls gab, bildete in den Wipfeln der Tan-

nen und des Gesträuches eine natürliche Aeolsharfe, deren Töne durch den gegenüber strömenden Waldbach begleitet wurden. Noch jetzt kann man bei windiger Nacht diesen natürlichen Aeolsgesang im Concerte mit dem Waldstrom spielen hören. Der religiöse Sinn, der damal im gemeinen Manne, wie im General und Fürsten, der vorstechende Zug im allgemeinen Charakter war, ließ die Soldaten übernatürliche Wirkungen ahnen. Sie fanden am schönsten und höchsten Tannenbaum bei einer lautern Felsenquelle ein von Lindenholz geschnitztes Marienbild, das Kind Jesus im Arme haltend, angeheftet. Ein Bürger von Tryberg, Friedrich Schwab, hatte dieses Bild als Anathema seiner an der Quelle des Felsens erhaltenen Genesung vom Aussatze, im Jahr 1680 am Tannenbaum daselbst aufgeheftet. Die Soldaten, welche im Aeolsgesang die Huldigung der Engel hör-

ten, welche sie hier der Mutter des Heilands brachten, machten dem Bilde eine blecherne Kapsel, und setzten die Inschrift darauf: Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis, wozu sie noch eine Opferbüchse hinzuthaten, die bald so reich wurde, daß sie eine hölzerne Kapelle errichten konnten."

Wer das liebliche Baden besucht, dem rathen wir, eine Ausflucht von dort aus über Bühl und Offenburg durch das heitere Kinzigthal bis Tryberg hinauf zu machen, und von da über den Kniebis und durch das Murgthal zurückzukehren. Es ist eine Reise von drei Tagen, auf welcher man die schönsten und mannigfaltigsten Gegenden des südwestlichen Deutschlands durchwandert, die jedem Freunde der schönen Natur eine innige und wohlthuende Erinnerung zurücklassen werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Wanderung.

Ein Mährchen

von

D. Ernst Raupach.

Einsam in einer Höhle unter dem Angelsterne lebte Ruthna mit ihrem Sohne Reschmend. Hoch wölbte sich die Höhle in dem Berge Tilewed; die Wölbung war aus Sapphir und der Boden aus Smaragd. Ruthna war eine schöne Frau, und schien bestimmt es ewig zu bleiben, denn was irgend ein Lebenstag an ihr zerstörte, gab ihr der Schlaf, der ihm folgte, zurück; und, wie die Sonne aus dem Bade des Oceans, stieg sie jeglichen Morgen aus dem Bade des Schlummers in verjüngter Schönheit. Schön wie die Mutter war auch der Sohn, nur nicht so mild und still, sondern feurig und beweglich wie eine sprudelnde Quelle. Doch hatte bisher die Mutter des Knaben Unruhe leicht zu stillen gewußt durch allerlei Spiel, durch Gesang, durch Mähr-

chen, womit auch wir uns einschläfern, wenn unser Auge des Tages Glanz nicht ertragen kann, oder von ihm schon geblendet ist. Als aber der Knabe herangewachsen war, wollte es ihr nicht mehr gelingen, besonders seit er den Dritten kannte, der mit ihnen in der Höhle wohnte. Es war aber dieser Dritte ein Klang, Ruthna's unsichtbarer Gatte, der am Morgen und Abend, bald heiter, bald ernst, aber immer lieblich um ihr Haupt ertönte. Erst als der Knabe zum Jüngling zu reifen begann, fing er an diesen Klang zu vernehmen; aber nun erfüllte er auch seine Brust mit einem alles überwältigenden Gefühle, das sein ganzes voriges Leben in seinen Fluthen begrub. Die Spiele, die Gesänge, die Mährchen, mit denen die Mutter ihn bisher vergnügt hatte, däuchten ihm nun schaal und unerträglich; sein ganzes inneres Leben war selbst im Traume nichts als Sehnsucht, eine unbezwingliche Sehnsucht nach etwas, das seine Seele nicht denken, seine Zunge nicht nennen konnte. Mutter, sprach er einst zu Ruthna, die seine Unruhe wie sonst besänftigen wollte, du müheſt dich vergebens, mich wieder zu gewinnen für meine vergangenen

Freuden; es ist anders mit mir geworden, ob ich wohl nicht weiß, wodurch. Ich kann mich über nichts mehr freuen, was mir ehemals lieb war; ja ich kann hier nicht mehr bleiben, gibt es irgendwo eine andere Höhle, als diese, so laß mich hingehen; mich dünkt, dort wird mir besser werden. Zwar weiß ich nicht, wie es auch anderswo besser mit mir werden soll; aber wohl fühle ich, daß hier die Gluth, die meinen Busen ängstigt, immer stärker, immer schmerzlicher werden wird. Gut, sprach Ruthna, ich sehe wohl, deine Zeit ist da — die Sehnsucht nach Liebe ist erwacht in deiner Brust, und die läßt sich freilich nicht beschwören durch Spiel und Gesang. Du mußt deine Wanderung beginnen um das Wesen zu suchen, das diese deine Sehnsucht befriedige; und wenn du es gefunden hast, so kehre wieder heim zu deiner Mutter. Bei diesen Worten faßte sie die Hand ihres Sohnes, und führte ihn durch eine goldene Thüre, die er nie gekannt hatte, vor die Höhle. Hier wogte ringsum ein rosenfarbenes Meer, das goldene Streifen durchzogen, wann die Häupter seiner Wellen sich brachen. Jenseits dieser Fluthen, sprach Ruthna zu dem Sohne, liegt

eine andere Welt, in der du suchen mußt, was dir mangelt. Vier Könige herrschen dort, meine Brüder und deine Oehme: der erste heißt Regenbogen, und herrscht über ein Land voll hoher Berge und herrliche Thäler; den zweiten nennt man Blüthenwald, und sein Gebiet ist ein großer Garten voll Blumen und Blüthen; des dritten Name ist Sonnenglanz und seine Herrschaft ist ebenes Land reich an üppigen Saaten; der vierte endlich heißt Abendstern und sein Reich bringt viel des tröstenden Weines und des lindernden Balsams. Besuche sie in der Reihe, wie ich sie genannt habe, und wenn du bei dem einen nicht findest, was dein Herz begehrt, so zeuch zu dem andern: bei allen wirst du eine günstige Aufnahme finden. Aber Mutter, entgegnete Reschmend, wie komme ich über dieses Meer? Siehst du dort am Ufer, antwortete Ruthna, die große goldfarbene Blume, deren Kelch bequem dich fassen kann? Setze dich darein, sie soll dir als Nachen dienen, und, wann du an jenem Ufer angelangt bist, so stürze sie um, und alsbald wird sie sich in ein geflügelt Roß verwandeln, und dich dahin tragen, wohin du wünschest. Darauf führte sie

ihn zu der Blume, umarmte ihn, und hieß ihn dann in den Kelch derselben steigen. Fahre wohl, sprach sie, bis wir uns fröhlicher wiedersehen; und mit diesen Worten durchschnitt sie den Stengel der Blume, die nun als goldener Nachen mit Reschmend über die rosigen Wogen glitt.

Glücklich trug der Blumennachen den Jüngling über die bunten Wellen an das jenseitige Ufer, und umgestürzt daselbst ward er zum goldfarbigen Flügelrosse, das, schnell die Lüfte durchschneidend wie ein Aar, ihn an den Hof des Königs Regenbogen führte. Das war ein wunderseliger Hof. Das Schloß war nicht aus einem Stoffe noch von einer Farbe, sondern hier aus Stein, dort aus Holz, da wieder aus gebrannter Erde. Hier blau, dort grün, anderswo purpurfarben. Und wie der Stoff war auch die Form wechselreich: hier erhob sich auf einem felsendicken Erdgeschoß ein schlankes Thürmlein, dort trug ein einziger Pfeiler ein weitläuftiges Stockwerk aus Cedernholz gezimmert; hier waren niedrige Gemächer mit hohen Bogenfenstern, dort hohe gewölbte Säle mit kleinen runden Fensterlein versehen: kurz, hätten es auch grillenhafte Kobolde aufgerichtet,

oder alle Geschlechter Menschen seit Adam her daran gebaut, es hätte nicht bunter, nicht seltsamer seyn können. Greife, Sphinxe und andere ähnliche Wesen, die wohl sonst bei der ungläubigen Welt für fabelhaft gelten, standen als Wächter an den Pforten, und Phönixe saßen statt der Tauben auf den glänzenden Dächern des Schlosses. Im Hofe belustigte sich des Königs Dienerschaft mit allerlei munterem Spiel, mit Gesang und Tanz; da sah man nichts denn eitel Riesen und Zwerge, und die Riesen gingen auf Stelzen, die Zwerge aber rutschten auf den Knieen; und aller Kleidung glänzte mit den sieben Farben, von denen der König seinen Namen führte. Sie trieben sämmtlich ihre Belustigungen mit einer Aemsigkeit, als wäre es ein anbefohlenes Tagewerk, und achteten es nicht groß, als Reschmend den Hof betrat. Auf seine Frage, wo er den König finden könnte, antworteten einige nur mit Lachen, andere ertheilten ihm den Bescheid, sie wüßten es nicht, andere meinten, er wäre überall und nirgends. Endlich bot sich ein Riese ihm zum Führer an, und schritt Klaftern weit ausgreifend voran, daß Reschmend nur mit der höchsten An-

strengung und keuchend wie ein gejagter Hirsch ihm folgte. Bei jeder Abtheilung des labyrinthischen Pallastes fragte der Riese den Pförtner Greif oder Sphinx, ob der König hier verweile, aber bei jeder ward er an die folgende verwiesen, mit der Versicherung, daß er ihn dort gewiß finden würde; so zogen sie vergebens herum von Halle zu Halle, und als ihnen endlich eine wunderschöne Zwergin begegnete, setzte sich gar der Riese zu ihr auf den Boden, und fing an mit ihr zu kosen, ohne sich weiter um seinen Gefährten zu bekümmern. Ein vorüber rutschender Zwerg nahm sich endlich Reschmends an, und versprach, ihn zu dem Könige zu führen. Langsam, als lustwandelten zwo Schildkröten am Ufer eines See's, ging nun die Reise weiter durch die Hallen des Schlosses: überall, wo sie anfragten, war der König gewesen, aber nirgends war er mehr. Endlich fanden sie doch den so lange Gesuchten in einem Gemache, dessen Boden, Wände und Decke von Krystall waren, so, daß sie des Königs Bilder im Krystall für den König haltend, sich diesen näherten, und erst nach einiger Zeit ihn selbst heraus fanden. Der König war ein junger Mann, von schlankem

Wuchse, mit unglaublich beweglichen Gliedern, und immer rollendem Blick. Eben war er damit beschäftigt, allerlei bunte und glänzende Gewänder zu versuchen, jegliches nach einigen Augenblicken der Betrachtung in dem Krystalle rings umher mit einem andern vertauschend. Als er erfahren hatte, wer Reschmend wäre, riß er ihn mit Ungestüm an seine Brust. Herzlich willkommen, mein lieber Neffe, rief er, ihn dazwischen feurig küssend, herzlich willkommen! und ihn plötzlich aus seinen Armen lassend fuhr er fort: Seht Ihr diese Gewänder? nicht wahr, das heißen Gewänder? alles Nachahmungen der schönsten Schmetterlinge? O ich bitte Euch Neffe, versucht mir in der Schnelligkeit einige Duzende davon; sie müssen Euch prächtig lassen, denn Ihr seyd ein herrlicher Bursch von einem Neffen. Darauf ließ er ihm von den dienenden Riesen ein Gewand nach dem andern anlegen, und bei jedem Versuche wandte er ihn nach allen Seiten, und klopfte vor Freuden in die Hände. Unterdessen erzählte ihm Reschmend, was ihm in der Höhle begegnet wäre, wie seine Mutter daran erkannt, daß die Zeit der Liebe für ihn gekommen, und ihn deß-

halb über das Meer gesandt hätte, um am Hofe seines Oehms zu suchen, was sein Herz begehrte. Daran hat Eure Mutter sehr klug gethan, Neffe, versetzte der König; Ihr müßtet ein närrisches Herz haben, wenn Ihr an meinem Hofe nicht finden solltet, wornach es sich sehnt. Morgen zeige ich Euch meine Flügelrosse, meine Muschelwagen, die Paradiesvögel, die ich vorspanne, wenn ich in der Luft, und die Delphine, wenn ich im Wasser fahre; meine Masken, meine Juwelen, meine Gärten, wo alle Blumen aus Edelsteinen sind, will ich Euch zeigen, und ich stehe Euch dafür, Ihr findet darunter, was Euer Herz begehrt. Aber was rede ich doch? unterbrach er sich dann selbst; sagte nicht Eure Mutter, die Zeit der Liebe sey für Euch gekommen? Wohl, ich verstehe: Ihr sollt wohnen in meinem Wonneschlosse, da findet Ihr im Garten, was Ihr sucht. Und ohne des Neffen Antwort abzuwarten, befahl er den Dienern ihn dahin zu führen, wohin er gesagt, und beim Glanze unzähliger Fackeln, denn es war schon tiefe Nacht, geleiteten die Diener Reschmenden den Berg hinunter in ein tiefes Thal, wo das Schloß der Wonne lag, und wo er die Nacht

in eitel süßen Träumen zubrachte, die seinen festen Schlaf nicht einen Augenblick störten.

Als er am andern Morgen aufgestanden war, begab er sich sogleich in den Garten, auf den der Oheim Regenbogen seine Hoffnung verwiesen hatte, und was er hier erblickte, übertraf alles Seltsame, das ihm der vorige Tag geboten hatte. Hier und da standen unter andern hohen Bäumen riesenmäßige Eichen, die gar wunderbare Eicheln trugen, denn aus der purpur- und goldgestreiften Schaale ragte keine Eichel, sondern ein schwanenweißer Mädchenleib hervor. Die ganze Stufenfolge weiblicher Schönheit, von der hohen stolzen Amazone mit der Römernase bis zum niedlichen Kinde mit dem Stumpfnäschen, alle Farben der seidenen Locken, die uns zu Netzen werden, vom Rabenschwarzen bis zum Silberglänzenden, die ganze Musterkarte weiblicher Augen vom glühend schwarzen bis zum sehnsuchtsfeuchten himmelblauen, kurz der ganze Reichthum an Gestalten, in denen die Natur die Grundidee weiblichen Reizes dargestellt hat, um unsern launenhaften Geschmack zu befriedigen, bothen die Früchte der Wunderbäume dem Beschauenden dar.

Entzückt über diesen nie auch nur geträumten Anblick nahte sich Reschmend einem solchen Baume, und die erste Frucht, auf die er sein Auge heftete, sang ihm — ach! mit welcher lieblichen herzbewegenden Stimme — zu:

Pflücke mich, Süßer! reizet mein Blühen,
Lieblicher Jüngling, reizt es dich nicht?
Sieh! wie des Himmels Lichter fliehen
Ach! und die Zeit das Blühende bricht!

Pflücke mich schnell! nicht ungenossen
Laß mich vom kalten Sturme verwehn:
Glühend von meinen Armen umschlossen
Sollst du in feuriger Wonne vergehn.

Wer, dessen Haare noch nicht grau sind, hätte den Muth gehabt oder die Hartherzigkeit, diese freundliche Einladung auszuschlagen? Reschmend wenigstens hatte keines von beiden. Er legte muthig Hand ans Werk, löste die lockende Frucht von dem Zweige, der sie trug, und half ihr aus der beengenden Schaale, in der sie fast bis an die Brust verborgen war. Wie süß diese kleine Mühe ihm

belohnt wurde, weiß jeder, dem es einmal geglückt ist, eine solche Frucht zu brechen. Aber indem er noch koſete mit ſeiner braunlockigen Beute, zog eine andere, deren Haupt wie eine Goldfrucht aus dem dunklen Laube glänzte, ſeinen Blick auf ſich. Und kaum hatte er das Auge darauf gerichtet, als ſie mit ſchmelzenden Tönen ihm dieſelben Worte zuſang. Wie von einem hinreißenden Zauber ergriffen, eilte er zu ihr, und befreite auch ſie von den läſtigen Banden. Kaum hatte er den Kuß des Dankes von ihr empfangen, als er zurück blickend ſah, wie die verlaſſene Geliebte eben in Dunſt zerrann. Es rührte aber ſein Herz nicht, wiewohl er einen tiefen Seufzer zu vernehmen glaubte, denn die Gewonnene däuchte ihm unendlich lieblicher als die Verlorene. Doch auch mit dieſer hatte er kaum wie mit jener die erſten Liebkoſungen gewechſelt, als ſchon eine andere in den Zweigen raſchelnd ſeine Aufmerkſamkeit erregte, und zur Wiederholung deſſelben Auftrittes Anlaß gab; und ſelbſt wieder verlaſſen in Luft zerſtob. Immer ſchneller folgte nun eine der andern; der Wechſel machte ihn immer begieriger auf Veränderung; bald war ein Baum geleert; er ſuchte

und fand einen andern, und dasselbe Spiel begann von neuem. In den höchsten Wipfel des Baumes stieg er mit Gefahr hinauf, um die Früchte, die ihm weit reizender schienen als die leicht zu erlangenden, herab zu holen, und auch diesen mühsam Errungenen ward nicht viel mehr als einige flüchtige Küsse, denn nun däuchten ihm doch die untern irgend einen Liebreiz zu besitzen, den er früher übersehen. So war der Abend heran gekommen; die letzte Frucht vom zweiten Baume war gepflückt, und Reschmend müde vom Brechen der wundersamen Eicheln, und von ihren Liebkosungen, verwirrt von dem reißend schnellen Wechsel, betäubt von dem Gesange der nach Erlösung Seufzenden, verließ die letzte fast ungeküßt, und kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Am folgenden Morgen, als er von einem viel längern Schlafe denn am vorigen erwachte, befragte er sein Herz, ob es denn nun gefunden habe, wornach es sich so lange und so schmerzlich gesehnt; das Herz antwortete, noch nicht, doch sey das Ersehnte unstreitig hier oder nirgends zu finden. Wie hätte ich es auch schon finden können? sagte er dann bei

sich selbst: habe ich doch in dem Ueberflusse das Einzelne kaum gesehen, noch weniger genossen! der Wechsel ist freilich gut, aber zu schnell wird er doch ein Hinderniß des Genusses; heute will ich klüger seyn. Er begab sich abermals in den Garten, und nachdem er wieder einen Baum mit lebendigen Früchten gefunden hatte, umging er ihn prüfend dreimal, sechsmal, neunmal, ehe er sich zu einer Wahl entschließen konnte. Endlich konnte er es einer blondgelockten zarten Gestalt, die so dringend zärtlich bat, und so sehnsüchtig die milchweißen Arme nach ihm ausstreckte, nicht versagen, sie zu brechen. Kaum hatte er sie von der neidisch verhüllenden Schaale befreit, so faßte er sie wie ein Kind in seine Arme, und eilte mit ihr schnell, als trüge er einen Raub davon, in seine Wohnung, damit keine andere Zeit gewönne, seine Blicke zu fesseln. O wie lieblich dünkte es ihm, mit einer so süßen Gefährtin allein zu seyn in der freundlichen Wohnung! wie ergötzte sie ihn mit Spiel, Gesang und Tanz, und dann wieder mit allerlei heiterm Gespräch von Wunderdingen, die noch nie sein Ohr berührt hatten, und wie labend waren ihre Liebkosungen in den Uebergängen

von Spiel zu Tanz, von Tanz zu Gespräch. Am Abend besuchte der König Regenbogen seinen Neffen, um zu sehen, ob er gefunden hätte, was sein Herz begehrte. Wohl hab' ich das, antwortete Reschmend auf seine Frage, und wie sollte ich es nicht gefunden haben in diesem Wundergarten, wo solche Früchte reifen, wie Ihr hier seht. Das dachte ich wohl, versetzte der König: nun, es ist mir lieb, Neffe; bleibt so lange es Euch gefällt, und, wenn Ihr wollt, könnt Ihr nach mir König werden. Regenbogen entließ ihn, und Reschmend, dessen Wohlbefinden der Gedanke, in dem herrlichen Lande einst Gebieter zu werden, noch gesteigert hatte, begab sich ganz glücklich mit der Goldgelockten zu Ruhe, und als er nach mancher Liebkosung in süßer Müdigkeit das Auge geschlossen hatte, schlief er fest und erquickend bis zum andern Morgen. Kaum erwacht wollte er seine schöne Gefährtin mit einem Kusse wecken, aber wie erschrack er, als anstatt der blühenden Gestalt ein altes welkes Mütterlein an seiner Seite lag, aus dessen zahnlosem Munde ein nicht allzuwohl duftender kaum verständlicher guter Morgen ihn anwehte. Schnell entsprang er dem Lager, und kaum hatte er seinen Abscheu zu

erkennen gegeben, so war die Alte auch schon in Luft zerronnen. Das ist das Beste bei der Sache, sagte Reschmend; so fallen einem doch die Verwelkten nicht zur Last: der Wechsel ist am Ende auch vergnüglich, und da hier Ueberfluß an solchen Früchten ist, so wüßte ich nicht, warum ich die Verlorene bedauern sollte. Er ging abermals in den Garten und wählte für heute eine Schöne mit rabenschwarzen Locken und Augen, denn, dachte er bei sich selbst, vielleicht sind diese doch dauerhafter als die zarten Blonden. Darin irrte er sich: ergötzlich war sie gleich jener den Tag über, ergötzlicher noch am Abend; aber über Nacht war sie verwelkt. So lebte Reschmend einen Monden, jeden Tag sich eine neue Gefährtin suchend, um sie am folgenden Morgen als bejahrtes Mütterchen sich in Dunst auflösen zu sehen. So lieblich nun auch die Gefährtinnen selbst waren, so gefällig sie sich bemühten, ihm die Zeit zu verkürzen, und jeden Augenblick mit irgend einer Lust auszukaufen, so viel Reiz auch der beständige Wechsel dem Genuß verlieh, so ward doch bei der reißend schnellen Veränderung dem Jüngling endlich zu Muthe, wie einem, der in einen wirbelnden Strom untertaucht. Die stark ergrei-

fende aber vergängliche Gegenwart ließ weder der Hoffnung noch der Erinnerung Raum, und doch sind dieß die beiden Sonnen in dem Innern des Menschen, ohne die es eitel Nacht ist in dieser ohnehin nicht sehr lichtreichen Welt. Reschmend fing allmählig an, die zerstäubenden Gefährtinnen zu bedauern; es kam ihm vor, als würde es ihm lieb seyn, wenn er auch noch den heutigen Tag mit der Geliebten von gestern zubringen könnte, als hätte er ihr noch manches zu sagen, als wünschte er dieß oder jenes von ihr zu hören. Und er versuchte es in der That, verhehlte seinen Abscheu am Morgen, und behielt die veraltete Geliebte den ganzen Tag bei sich. Aber wie schwer lasteten die Stunden auf ihm, gleich drückend schwüler Gewitterluft! Wie war der ganze Tag ein immerwährender Kampf mit dem Reize zum Gähnen! Wie ungeschickt und unzeitig war alles, was die Alte that um ihn zu erfreuen! Noch ehe der Abend hereinbrach, mußte er den Versuch, der seine Kräfte überstieg, aufgeben, und sie verschwinden lassen. Er lebte nun wieder einige Tage nach der alten Weise; aber immer fühlbarer ward das innere Mißbehagen, und als er endlich sein Herz abermals erforschte, mußte er sich

gestehen, es habe nicht gefunden, was es begehrte, es sehnte sich nach einem Gute, das minder vergänglich sey, an das er Erinnerungen und Hoffnungen knüpfen könne. Mit dieser Entdeckung verlor auch sein jetziges Leben allen Reiz für ihn, er mochte keine Frucht mehr brechen in dem Wundergarten, sondern begab sich zum Könige und sprach: Oheim, es ist wohl schön und vergnüglich in Eurem Schlosse der Wonne, aber eins fehlt doch seinen Freuden, längere Dauer; alles ist dort nur auf kurze Stunden angelegt. Mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung betrachtete ihn der König eine Weile. Nur auf Stunden? sprach er dann; und kann denn etwas ergötzlich seyn, das länger als eine Stunde währt? Mich dünkt, erwiederte Reschmend, und ich wünschte wohl etwas einen Monden lang zu besitzen, das mir lieb wäre: gibt es hier ein solches, Oheim, so bitte ich Euch darum. Einen Monden lang? rief der König rücklings wie vor Schrecken in den Sessel sinkend; Schauder ergreift mich, wenn ich daran denke. Nein, mein alberner Neffe, so etwas gibt es, Dank dem Schicksal, in meinem Reiche nicht; also werdet Ihr schon Euer Glück wo anders suchen müssen.

Dazu bin ich auch entschlossen, versetzte der Jüngling, und beurlaube mich hiemit bei Euch. Habt Dank für Eure freundliche Aufnahme und Bewirthung. Nicht Ursach, sagte der König, geht nur Euern thörichten Grillen nach; und das Schicksal beschere Euch zu Euerer Besserung ein Glück, das ein ganzes Jahr dauere. Damit schieden sie von einander.

Reschmend gab nun seinem Flügelrosse die Weisung, ihn an den Hof seines zweiten Oheims Blüthenwald zu tragen, und nach einem kurzen Fluge waren sie dort. Das war abermals ein wundersamer Hof. In der Mitte eines Haines, wo die schönsten Bäume aller Art in voller Blüthe standen, und hier und da schneeweiße Lämmer ohne Hüter weideten, lag ein anmuthiges Dörfchen, von mehreren höchst einfachen aber reinlichen mit Moos bedeckten Hütten gebildet. Um jede derselben zog sich, von einer grünen Hecke umschlossen, ein Blumengarten, der ebenfalls im Schmucke des Lenzes prangte, und ein spiegelheller Bach war so geleitet, daß er alle diese Gärten wässerte. Diese Hütten bewohnten die Diener des Königs, er selbst eine ähnliche nur etwas geräumigere

in der Mitte der andern gelegen. Vor der ersten Hütte, auf die Reschmend stieß, spielten mehrere Kinder freundlich und still; der Jüngling, dem es, weil er nirgends ein Schloß erblickte, zweifelhaft wurde, ob auch sein Träger den rechten Weg genommen, fragte die Kinder, ob der König Blüthenwald hier wohnte. Freilich, antwortete ein Kleiner, wohnt der gute Blüthenwald hier; aber wer bist Du denn? Ich bin sein Neffe Reschmend, versetzte der Jüngling, und sogleich drängten sich alle Kinder um ihn her, küßten ihm Hände und Kleider, indem sie sagten: sey uns willkommen, du schöner Neffe des guten Blüthenwalds! Komm! komm! sagte drauf ein Mädchen, das größte von allen, komm, ich will Dich zu ihm führen. Sie gelangten durch einen reichen Blumengarten an die mittlere Hütte, durch die offene Thüre in das Gemach des Königs, das ringsum mit Blumen ausgeziert war. Hier saß auf einem einfachen Holzsitze Blüthenwald in schäferlicher Kleidung, einen Kranz auf dem Haupte, ein Hirtenlied zur Zither singend. Kaum hatte er vernommen, wer Reschmend wäre, und dessen kleine Führerin mit einer Liebkosung entlassen, so schloß er mit

Freudenthränen den Neffen an seine Brust, und nachdem er ihn lange in seinen Armen gehalten, und ihn mit Zärtlichkeiten überhäuft hatte, zog er ihn an seine Seite nieder und sprach: Sey mir willkommen, Sohn meiner theuern innig geliebten Schwester! o wie süß lächelt mir das Bild der süßen Ruthna aus Deinen Zügen entgegen! Wie schmerzlich und doch erquickend mahnt es mich an die Zeit, wo wir noch vereint waren in der düstern Behausung unsers Vaters. Wie lebt sie jetzt, die Gute, Freundliche? Schön, daß Du gekommen bist, und gleichsam zu einem neuen Bande zwischen Bruder und Schwester wirst. Reschmend erzählte dem freundlichen Oheim nun Alles was er selbst von seiner Mutter wußte, und zuletzt auch von sich selbst, warum Ruthna ihm befohlen seine Wanderung anzutreten, und was ihm bei seinem ersten Oheim begegnet wäre! Daran erkenne ich meinen Bruder Regenbogen, sagte Blüthenwald; er ist der älteste von uns, und ward gleich nach Deiner Mutter geboren, aber sein Thun wird ewig kindisch bleiben, wie seine Gestalt immer jugendlich; er fordert von der Zeit nichts weiter, als daß sie vorüber gehe: freilich die einzige Forderung,

die man mit der Gewißheit der Gewährung an sie machen kann. Bei mir sollst du es anders finden: hier ist alles beständig, ein Tag gleicht dem andern und alle sind gleich freundlich und reich an stiller Wonne. In der That fand Reschmend, daß sein Oheim die Wahrheit geredet hatte; wie unruhig und ewig wechselnd alles am Hofe des Königs Regenbogen gewesen, so still und sich immer gleich war alles hier. Die Diener des Königs waren es nur dem Namen nach, eigentlich aber hätte man sie seine Freunde, seine Gefährten nennen müssen; sie versammelten sich des Morgens bei ihm, und unterhielten sich von ihren Blumen, von ihren Heerden silberwolliger Lämmer, von ihren aufblühenden Kindern, und der König nahm wie ein zärtlicher Bruder an allem Theil, was die Seinen erfreute. Dann ergötzte man sich unter den Blüthengewölben des Haines mit Saitenspiel, wozu Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen Wechselgesänge von Liebe und Freundschaft oder von dem Glücke des einfachen stillen Lebens sangen. Darauf kehrten die einen in ihre Hütten zurück, die andern zerstreuten sich im Walde, um sich an dem Gedeihen ihrer Heerden zu weiden, und der Abend

vereinte sie alle wieder zu gleichen Ergötzlichkeiten bei dem Könige. So verfloß ein Tag gleich dem andern, und dem Jüngling Reschmend gefiel es wohl, wenn er sich auch nach einiger Zeit gestehen mußte, daß er dabei nicht finden würde, was seines Herzens Sehnsucht war: auch verhehlte er dieß seinem Oheim nicht, als ihn dieser darum befragte. Ich verstehe dich mein Sohn, sagte Blüthenwald ihn zärtlich umarmend, und die Mutter hat Recht, daß deine Stunde gekommen ist. Wohl, ich führe dich dahin, wo du finden wirst, was dein Herz begehret, und bist du nach einem Jahre noch so glücklich, wie Du es in den ersten Tagen seyn wirst, so kömmst du wieder mit Deinem Funde zu uns, wo es Dir dann frei steht zu Deiner Mutter zurück zu kehren, oder hier zu bleiben und nach mir König zu werden. Blüthenwald führte nun seinen Neffen selbst zu einer fernen Hütte, die einsam und heimlich im schattenreichsten Theile des Waldes lag. Hier, sprach er, sollst Du wohnen: das ist der Ort, wo Du das Glück finden kannst, ob Du es finden wirst, hängt von Dir ab; mehr als die Möglichkeit kann ich Dir nicht geben. Lebe wohl. Bei diesen Worten umarmte er ihn, und überließ ihn dann sich selbst.

Am Ende des Gartens, der die Hütte umschloß, in immerwährender Schattendämmerung, bildete der Bach, der den Garten wässerte, einen ausgebreiteten Wasserspiegel, dessen Ruhe kein Luftzug störte, gleichsam als störte sich der Wind, das Bild der schönen Umgebungen darin zu zerreißen. Mehr als irgend ein Ort in seiner neuen Heimath zogen den Jüngling die blühenden Ufer dieses Wasserspiegels an, und es schien ihm, als wäre die hier wehende Luft ein heilsamer Balsam für die Schmerzen der immer wachsenden Sehnsucht in seiner Brust. Einst lag er am Abend auf dem duftenden Rasen, der den Rand des Wasserbeckens bildete, als die Oberfläche des See's wider ihre Gewohnheit sich zu kräuseln begann, doch so, als käme die Bewegung aus der Tiefe, plötzlich erhob sich ein Strahl von Silberschaum, und als dieser zurückgesunken war in die Fluth, erblickte der Jüngling an dieser Stelle ach! welch ein wunderschönes Weib. Bis an die alabasternen Hüften nur von ihrem langen braunen goldschimmernden Haare verhüllt, weiterhin bedeckt von einem himmelblauen mit goldenen Sternen besäeten Gewande, saß sie auf einer Muschel, die eine einzige ausgehöhlte riesige

Perle zu seyn schien. Unbekümmert um den Zeugen am Ufer wogte sie auf dem See hin und her, und schien an der sanft kühlenden Luft, die über ihn floß und den goldigen Abendlichtern, die ihn umkränzten, zu ergötzen und zu laben. Endlich sang sie wie vor sich:

Was ist Leben ohne Liebe?
Ach! ein Himmel ohne Stern,
Ohne Licht, der ewig trübe
Nacht nur zeigte nah und fern:
Das ist Leben ohne Liebe.

Was ist Leben ohne Liebe?
Ach! ein Lenz, wo die Natur
Ohne Schmuck der Blumen bliebe,
Welk und öde Wald und Flur:
Das ist Leben ohne Liebe.

Was ist Leben ohne Liebe?
Ach! ein Hain, wo nie Gesang
Süßer Kehlen sich erhübe,
Stimmend zu des Herzens Klang:
Das ist Leben ohne Liebe.

So wie der letzte Laut dieses Gesanges in der Waldung des Ufers verklang, verschwand auch zurück tauchend in die Fluth die holde Sängerin. Nun erst erwachte Reschmend aus dem Traume, mit dem ihre vollblühende Gestalt und der schmerzlich wonnige Ton ihrer Stimme zaubernd gefesselt hatten. Bleibe! Bleibe! himmlisch Wesen, rief er der Verschwindenden nach; aber schon war die Wunderholde dem Auge entrückt. Alle Stimmen in dem Busen des Jünglings sagten ihm laut, daß er nun gefunden habe, wornach er sich so lange vergebens gesehnt; und schon der folgende Morgen fand ihn wieder am Ufer des See's, und mit immer steigender Sehnsucht und unermüdlicher Geduld harrte er bis die Fluth sich wieder kräuselte, bis der Silberstrom wieder empor stieg, und nach seinem Versinken die holde Perlenschifferin sichtbar wurde. Wer du auch seyst, seliges Wesen, rief, die Arme nach ihr ausstreckend, Reschmend, der still dahin Gleitenden zu, wer du auch seyst; höre mein Flehen: laß einen kurzen Augenblick mich deine Nähe genießen, nur einmal mich schauen in dein Auge, das wohl lieblicher glänzt als der Morgenstern, nur einmal ein Wort aus deinem

Munde meine Seele in Wonne versenken: ach! mein ganzes Wesen ist nichts mehr als Sehnsucht nach dir. So flehte der Jüngling; aber die reizende Schifferin gab nicht Acht auf sein Flehen, sondern begann ihren Gesang, und verschwand, als sie geendet hatte. Eben so ging es auch am dritten Tage; nur inniger, heißer waren die Bitten des Jünglings, aber doch nicht fähig, das Wunderkind zu rühren. Als er nun nach geendigtem Gesange sie wieder untertauchen sah, da verschwand die Welt um ihn her, und verzweifelnd stürzte er mit dem Ausruf „Tod oder Liebe" ihr in die Fluth sich nach. Kaum hatte ihn der Schoos des See's aufgenommen, so fühlte er sich von einem Arm umfangen, und dann sanft hinabgetragen in die Tiefe. Plötzlich hörten die Gewässer auf, sein Haupt zu umspülen, sein Fuß trat auf festen Boden; und als seine Besinnung zurückkehrte, und er sein Auge wieder öffnete, befand er sich in einer krystallnen Grotte, und — o Entzücken! — in den Armen der unaussprechlich schönen Geliebten. Dein Wunsch ist erreicht, lieblicher Freund, sprach sie zu ihm; du hast mich gewonnen. Worte sagen wenig in der Liebe, Thaten alles, und du

hast dein Leben eingesetzt für deine Liebe, darum bin ich dein, mit heißer Gegenliebe dein, so lange dein Herz für mich schlägt. Komm jetzt, mein süßer Freund, daß ich dir mein Reich zeige, oder vielmehr von nun an das Deine. Sobald sie nun den übertretenden Strom seines Entzückens und seiner liebkosenden Huldigung hemmen konnte, führte sie den Jüngling durch die krystallnen Grotten in ihre Behausung. Es war dieß aber ein weiter Garten geschmückt mit Bäumen und Blumen, welche die Erde nicht kennt; hier floß ein Bach von Morgenroth, dort wiegte sich ein See von reinem Aetherblau, aus den Hainen quollen Gesänge, wie niemals die irdische Luft sie auf ihren Schwingen trug, vor denen unsere süßeste Nachtigall verstummt wäre, vor Schaam. Und auf diesem allem ruhte eine ewige warme Frühlingsnacht: unbeweglich stand der Mond am hohen Himmel mit freundlicherem Angesicht und glänzender als der unsrige, unbeweglich um ihn ein unzählbares Heer von Sternen, heller leuchtend als die unsern, süß blickend wie das Auge einer Geliebten. Ob Reschmend glücklich war? wer hätte es nicht seyn sollen, in einem ewig blühenden Gefilde,

umweht von einer Luft die aus Blumendüften und Waldgesang gemischt war, umleuchtet von einer milden wechsellosen Frühlingsnacht, und ruhend in den Armen oder zu den Füßen, oder wandelnd an der Seite einer Geliebten, die selbst in diesem Lande der Schönheit doch alles um sich her verdunkelte? Und nicht wie Zauberwerk bestürmten ihn auf einmal alle Liebesgaben der Geliebten, so, daß auf einen Augenblick des bewußtlosen Entzückens eine ekle Sättigung gefolgt wäre, sondern allmählig entfaltete sie ihren Reichthum zu seinem Genusse, allmählig nur zerfloß die Hülle ihrer Jungfräulichkeit vor der schmelzenden Gluth seiner Liebe, so wie die Natur sich nur allmählig ihre Reize durch die glühenden Liebesblicke der Sonne abringen läßt. In diesem süßen Kampfe mit der Jungfräulichkeit seiner Geliebten verging dem Jünglinge ein Monden nach unsrer irdischen Rechnung — denn in seinem ewigen Frühlinge gab es keine Zeit — wie eine Stunde voll lieblichen Traums, und dann wieder ein Monden in dem Genusse des errungenen Siegs noch schneller wenn auch kaum glücklicher. Aber im dritten Monden war es schon sonderbar, daß Reschmend bei den

Gesprächen und Gesängen seiner Geliebten, die allezeit von Liebe, von treuer, heißer, ewiger Liebe handelten, dann und wann an die wunderlichen grillenhaft wechselnden Erzählungen seiner ehmaligen Eintagsgefährtinnen dachte. Nach und nach begann ihm manches zu mißfallen in seiner wechsellosen Frühlingsnacht: erst dünkte ihm der immer an derselben Stelle schwebende, immer mit gleichem Lichte leuchtende Mond und die unveränderliche Gestalt des Sternenfeldes einförmig, eintönig dann und fast betäubend der nie verhallende Gesang des Haines, und drückend die würzige Luft, unerquicklich das tägliche Bad im Bache von Morgenroth oder im See von Aetherblau, unbehaglich selbst die Freiheit von dem leiblichen Bedürfnisse der Speise und des Trankes. O du Theure, sprach er einst nach einer süßen Stunde zu seiner Geliebten, viel schöner dünkst du mir geworden, seit ich dich zum erstenmal erblickte; o wie gern sähe ich jetzt deine Schönheit einmal leuchten am Sonnenlichte droben: ist es möglich, so laß uns auf einen Augenblick dorthin zurück kehren. Erbleichend sank die Geliebte auf das Ruhebett von Blumen zurück, und Reschmend es gewahrend, wi-

derrief seinen Wunsch. Doch bald erhohlte sie sich, und sprach: Mit nichten, mein Freund, ich muß jeden deiner Wünsche erfüllen, sobald er aus deiner Brust empor gestiegen ist: also folge mir. Unaufhaltsam schritt sie vorwärts durch den Garten und die krystallnen Grotten, schwang sich mit ihm auf ihren Perlennachen, und die Fluth trug sie empor. Kaum hatte er den Fuß auf das Ufer gesetzt, und wollte die Geliebte einladen ihm zu folgen, als sie mit dem schmerzlichen Seufzer einer Sterbenden vor seinen Augen zerrann, und der See weithin sich blutig färbte, der leere Perlennachen aber verschlungen ward von der Fluth. Betäubt von dem unerwarteten Ereigniß starrte Reschmend einige Augenblicke bewußtlos in die gerötheten Wogen; aber der Sonne fröhliches Licht, das eben den Wald zu durchbrechen begann, und die kühle Luft des Morgen weckten ihn bald aus seiner Bewußtlosigkeit. Auch du nichts mehr? rief er; fahre wohl! und begab sich auf den Weg zu seinem Oheim Blüthenwald. Dieser war nicht wenig erstaunt ihn zu sehen: wie? nach drei kurzen Monden schon zurück? sprach er, und ließ sich von Reschmend erzählen, was ihm be-

gegnet war. Du warst also nicht mehr glücklich, fragte er ihn dann. Das wohl, erwiederte der Jüngling; aber das ewige Einerlei wird auch im Glücke lästig. O du Beklagenswerther, versetzte der König, gibt es denn ein Glück, das nicht unveränderlich und ewig ist? wie konnte deine Mutter dich so verwahrlosen? du wirst nie glücklich seyn. So fängt es mir selbst an zu scheinen, sagte Reschmend, und am andern Tage schied er nach einem wehmüthig zärtlichen Abschiede von seinem Oheim Blüthenwald.

Reschmend befand sich nun zum dritten Male auf der Reise! und zwar bei weitem minder wohlgemuth und vertrauensvoll als sonst, weil die Erfahrung ihn belehrt hatte, wie schwer es sey zu finden, wonach das Herz sich sehnt. Sein Flügelroß war angewiesen, ihn an den Hof seines dritten Oheims Sonnenglanz zu bringen; aber nicht so eilig war diesmal sein Flug, denn er richtete sich nach dem stärkern oder geringern Verlangen des Reiters, das Ziel der Wanderung zu erreichen. Endlich gelangten sie an den Hof des Königs Sonnenglanz und das war abermals ein seltsamer Hof. In einer unübersehbaren Ebene lag die wohlgebaute Stadt, die

einen vollkommenen Kreis bildete, dessen Mitte ein breiter Strom durchschnitt. Hunderte von Schiffen und Kähnen trug die Fluth, die durch die weite Ebene still dahin zog dem nahen Meere zu. Am Thore ward Reschmend um seinen Namen, Stand, Geburtsort, Zweck der Reise, befragt, und ihm ein Führer mitgegeben, damit er ein Fremder nicht irre in der weitläufigen Stadt. Ueberall fand er die höchste Regelmäßigkeit, und die damit verschwisterte Einförmigkeit; alle Gebäude waren nach einem Plane angelegt, alle einander gleich an Höhe, Breite und Farben; nach der Richtschnur waren alle Straßen gezogen, und alle von gleicher Breite. Ueberall vernahm Reschmend das Geräusch des gewerbfleißigen Lebens: hier klang der Hammer, dort kreischte die Feile, weiter sauste das Weberschiff und klapperte die Mühle; am Ufer des Flusses drängten sich die Handlager des Handels. Seltsam schienen dem Fremdlinge die Menschen in dieser Stadt: sie waren alle wohl gebaut, weder Riesen noch Zwerge, alle mehr oder minder einander ähnlich; ihre Bewegungen aber waren so gleichförmig und abgemessen, und ihre Sprache so eintönig, daß es schien, als wären

sie lebendige Uhrwerke; übrigens schienen sie wortkarg zu seyn, weil jeder zu sehr mit dem beschäftigt war, was er eben trieb. Dieß war es, was Reschmend auf seinem Gange zum Schlosse des Königs bemerkte, das im Mittelpunkte der Stadt sich befand. Er traf den Oheim Sonnenglanz in der Mitte seiner versammelten Räthe in einem hohen weiten mit mathematischen Zeichnungen verzierten Saale, wohin ihn der König, als er seine Ankunft erfahren hatte, bescheiden ließ. Er winkte den Eintretenden an seine Seite, und legte ihm durch ein Zeichen Stillschweigen auf, selbst aber fuhr er fort den vortragenden Räthen Gehör zu geben. Reschmend verstand wenig von dem, was vorgetragen wurde, nur so viel wurde ihm klar, daß von einem Mittel die Rede war, in den finstern Nächten für das ganze Land den Mondschein vollkommen zu ersetzen. Die Verhandlung schien dem Neffen schon ins Langweilige zu spielen, als zum Glück eine Uhr schlug, und den König bewog, die Sitzung sogleich aufzuheben, obschon der Vortragende eben einen neuen Redesatz begonnen hatte. Als Sonnenglanz mit seinem Neffen allein war, wollte dieser sofort seine Geschichte be-

ginnen; allein der Oheim sagte ernst: seyd willkommen Neffe, aber alles hat seine Zeit, und führte ihn in einen andern Saal, wo sie sich zum Mahle setzten. Erst nach aufgehobener Tafel war dem Neffen die Erzählung vergönnt, und als er alle Abentheuer seiner Wanderung berichtet hatte, sprach der König: Daran erkenne ich meine Brüder Regenbogen und Blüthenwald. Sie sind beide älter als ich, wiewohl ich der Aeltere scheine: aber es ist in beiden kein Ernst, jener verspielt dieser verträumt die köstliche Zeit. Ihr sucht, wornach euer Herz sich sehnt, wohl; aber alles, was die Natur euch darbeut, kann wohl eure Sinne fesseln, und dadurch auf einige Zeit euern Geist bestechen, doch ihn durchaus nicht auf immer befriedigen, weil es nach andern Gesetzen, als die seinigen sind, gebildet ist. Was ihm wahrhaft Genüge leisten soll, das muß er selbst schaffen nach Vorbildern, die er in sich findet, die also ein Theil seiner selbst sind. Seht, alle Einwohner dieser Stadt sind mein Werk; ich will euch die Kunst lehren, Menschen zu bilden, dann könnt ihr euch die Geliebte selbst schaffen, wie euer Herz sie begehrt; denn nur eine solche kann eure Sehn-

sucht dauernd befriedigen. Das dünkte Reschmend sehr weise gesprochen, und er faßte aufs neue Hoffnung, das lange gesuchte Glück zu finden.

Schon am andern Morgen führte Sonnenglanz den Neffen in seine Menschenbildnerei und lehrte ihn zuerst die gröbern Stoffe kennen, aus denen der sichtbare, und dann die feinern, aus denen der unsichtbare Mensch zusammengesetzt ist; und ging dann über zu den Gesetzen der Mischung und der Anwendung dieser verschiedenen Stoffe, wiewohl dieß Alles nicht das Werk eines Tages sondern leicht eines ganzen Monden war. Reschmend war jedoch ein so gelehriger Schüler, daß er in kurzer Zeit die Grundzüge der hohen Bildnerkunst begriff, und nach einigen Monden nie unterbrochner Bemühung schon einen ganz leidlichen Menschen zusammen setzte. Nun aber kosteten ihn die Zaubersprüche und magischen Kunstgriffe, durch die allein jenen Gebilden Leben und Geist von des Bildners Geist mitgetheilt werden konnte, unsägliche Mühe und Anstrengung; jedoch auch diese Schwierigkeit überwand sein eifriges Streben, und mit namenloser Freude sah er endlich den ersten Menschen seiner Kunst gleich andern auf

der Straße herumwandeln und bei einem Seidenweber in die Lehre gehen. Durch fortgesetzte Uebung gestärkt in seiner Kunst versuchte er nun zum ersten Male eine Geliebte nach dem Wunsche seines Herzens. Daß sie mißlang, war natürlich, denn welcher erste Versuch wäre jemals gelungen? Er fand kaum eine Spur seines Ideals in dem vollendeten Werke, und ersparte sich daher die Mühe, ihr Leben einzuflößen. Doch auch hier ward die Wiederholung die Mutter der Meisterschaft: immer mehr und mehr näherten sich seine Schöpfungen dem Urbilde, das in seinem Innern lebte, bis dieses zuletzt vollkommen verwirklicht vor seinen Blicken stand, und er ihm, überzeugt, daß er nichts vollendeteres hervorbringen könne, Leben und Geist mittheilte. Mehr triumphirend über seine Kunst als wirklich bewegt von Liebe schloß er die ins Leben Getretene an seine Brust: sey mir gegrüßt im Leben, rief er, du lang Ersehnte und nun endlich durch meine Kunst Gefundene. Welch glückliche Tage verlebte nun Reschmend mit seiner Geliebten, denn natürlich hatte er ihr, so weit es in seiner Kraft stand, alle Eigenschaften gegeben, die nach seiner Meinung eine Ge-

liebte nöthig hatte, um ihn zu beseligen. Jeden Genuß, den sie ihm gewährte, verdoppelte ihm der Gedanke, daß er so viel Wonne durch eigne Kunstfertigkeit sich bereitet habe; ja oft setzte ihn eine Kleinigkeit in hohes Entzücken, wenn er über dem Plane des Ganzen vergessen hatte, daß er auf diese kleine Schönheit angebracht, und er sie nun plötzlich entdeckte. Aber ach! wenn ein weiser König mit Recht behauptet hat, daß in der Welt alles eitel sey, so gilt dieß wohl vor allem Andern von dem Selbstbeifalle des Künstlers; denn nichts unter dem Monde altert schneller als die Freude des menschlichen Schöpfers an seinem Werke. Reschmend fing das an zu fühlen, ehe noch die Sonne in ein anderes Himmelshaus übergegangen war. Er kannte nun alle Genüsse, die er in den Armen seiner Geliebten finden konnte, und wer sehnt sich nach dem Bekannten? Jetzt fiel es ihm auf, daß sie stets seine Liebkosungen gerade mit denselben Liebkosungen erwiederte, heiter und trübe, rauh und freundlich mit ihm zugleich war, auf seine Fragen ihm stets dieselbe Antwort gab, die er sich im Geiste schon selbst gegeben hatte, und ihn immer nur von dem unterhielt, was er eben

selbst dachte; bald war es ihm unmöglich, mit ihr auch nur ein Wort zu wechseln, ohne sich über sein eigenes Echo zu ärgern, und nun betrachtete er auch mit schärfern Blicken ihre Gestalt. Ich habe doch manches versehen, sprach er zu sich selbst, die Stirn ist nicht gewölbt genug, wie viel Geist kann denn wohnen unter einer so flachen Stirn? Die Augen sind zu nahe, und nicht sattsam erhaben; der Mund allzuklein im Verhältnisse zu den übrigen Zügen: ich muß Hand an eine andere legen. Gedacht, gethan: er entließ die bisherige Gefährtin zu den übrigen Bewohnern der Stadt, und fing an sich eine neue zu verfertigen nach dem Urbilde, das jetzt verbessert seinem Geiste vorschwebte. Da war nun die Stirne gewölbter, die Augen entfernter und erhabener, der Mund ein wenig größer, das Kinn mit einem Grübchen versehen, kurz die neue Geliebte war mit allem geschmückt, was seiner Meinung nach der vorigen abging. Aber das Leben — der Geist? das eben war das Unglück: denn als er diese Seite, nachdem er sich acht Tage lang an der andern geweidet hatte, näher betrachtete, fand er abermals, es sey Leben von seinem Leben und Geist von seinem Geist, und

nichts eigenthümliches in ihr. Bald erfuhr die zweite Geliebte das Schicksal der ersten, und schon minder freudig ging Reschmend zum drittenmal ans Werk. Freilich war die Form noch vollkommener als zuvor, denn die Kunstgewandtheit wuchs mit der Uebung; aber das Innere gelang minder denn jemals, weil des Künstlers fröhliche Begeisterung fehlte, und noch schneller als die zweite, wurde diese dritte Gefährtin aufgegeben. Nach ihrer Entlassung dachte Reschmend bei sich selbst: Ist es doch wahrhaftig, als ob ich wieder bei dem Oheim Regenbogen wäre, nur daß mir dort von selbst ohne Mühe in die Arme fiel, was ich mir jetzt mit großer Anstrengung bereiten und erwerben muß; ich sehe wohl, es ist auch hier nichts; auch hier werde ich nicht erlangen, wornach mein Herz sich sehnt. Er begab sich zum Könige, und sprach: Oheim, ich habe mir drei Gefährtinnen verfertigt, und keine hat mir auf die Dauer gefallen, denn keine war etwas anderes, denn ein Wiederhall oder ein Spiegelbild meines eigenen Wesens, und wenn ich das haben will, bedarf es solcher Mühe nicht. Es ist wohl hübsch, daß der Mensch so etwas machen kann; aber für das Herz bedeutet es wenig

oder nichts. Ich sehe, daß ich mein Glück bei euch nicht finden werde. Thor, versetzte der Oheim, gibt es denn ein Glück außer dem, das der Mensch sich selbst schafft? O wie schlecht hat meine Schwester für eure Bildung gesorgt. Geht, geht, und sucht euer eingebildetes Glück, ihr werdet lange suchen, ehe ihr es findet. Das glaube ich nun selbst, entgegnete Reschmend; und so schieden sie von einander.

Fast muthlos bestieg Reschmend zum vierten Male sein Flügelroß, und bedeutete es, ihn zu seinem Oheime Abendstern zu führen. Traurig wie sein Herr ließ es das Haupt sinken, und durchzog matten Flügelschlages die Luft, so, daß sie erst spät an den Hof des Königs kamen. Das war abermals ein seltsamer Hof. In einer einsamen Gegend, aber von reichen Fruchtgärten und Weinbergen umringt, lag das einfache aber riesenhohe Schloß des Königs und nur ein schmaler in den Felsen gehauener Fußweg führte hinauf. Der goldene aber schwermüthige Herbst ruhte auf der Landschaft; die Erde spann sich schon ein in Marienfäden zu ihrem Verjüngungsschlafe, und deckte sich schon mit rothgoldenem Laube zu. Herbstlich wie die Gegend schienen auch ihre Bewohner gestimmt:

ernst, wenn auch nicht traurig, und schweigend wandelten sie an einander vorüber, oder trieben ihr Geschäft, gleich den Einsiedlern, die mit ihrem Gruße einander nur an den Tod erinnern. Als Reschmend an dem Thore des Schlosses angelangt war, und sich dort einem Diener zu erkennen gegeben hatte, führte ihn dieser schweigend zu dem Könige, den er auf der höchsten Warte der Burg, in sich versunken, das Auge zum Himmel gerichtet, antraf. Sey willkommen Sohn meiner Schwester, sprach Abendstern ernst und feierlich, als er Reschmends Namen gehört hatte; was führt dich zu mir? Der Neffe erzählte ihm, weßhalb ihn die Mutter ausgesandt, und was ihm bei den drei Oheimen begegnet wäre. Daran erkenne ich meine Brüder, sagte der König nach geendigter Erzählung; Regenbogen ist leichtsinnig und launisch, Blüthenwald schwärmerisch und träg; aber am meisten wundere ich mich über meinen Bruder Sonnenglanz, daß er das Eitle seines Treibens nicht einsieht. Ob du bei mir finden wirst, wornach dein Herz sich sehnet, weiß ich nicht, mein Sohn; aber den Weg zu deinem Ziele will ich dir redlich zeigen. Kennst du den Berg Tuntufer? Nein, sprach Resch-

mend. Nun, fuhr der König fort, so will ich dich selbst dahin begleiten; er liegt innerhalb der Gränzen meines Reiches. Sein Inneres ist reich an Geheimnissen, und habe ich auch diese selbst nicht erforscht, so weiß ich doch, daß in des Berges tiefster Tiefe diejenige verzaubert sitzt, die deines Herzens Sehnsucht stillen könnte, und stillen wird, wenn du den beharrenden Muth hast, dich bis zu ihrer Behausung hinab zu graben. Aber es ist ein beschwerliches Werk. Laßt es noch so mühselig seyn, entgegnete Reschmend, ich habe Muth es zu unternehmen, und die Hoffnung wird mir Kraft verleihen.

Schon am andern Morgen traten der Oheim und der Neffe die Reise nach dem Berge Tuntufer an. Anfangs zogen sie durch fruchtbares Land zwischen Rebenhügeln und Obsthainen hin, aber nach und nach ward die Gegend rauher und zuletzt ganz wüstes Gebirge, in dessen Mitte das Ziel ihrer Wallfahrt lag, das sie nicht ohne große Beschwerlichkeiten erreichten. Dieß ist der Berg, der dein Glück einschließt, sprach Abendstern, und das Dunkel wird dir zeigen, wo du dein Werk beginnen sollst, denn die Stelle wird einen Schimmer von sich geben.

Alle nöthigen Werkzeuge lasse ich; die Richtung in der du graben mußt, wird dir derselbe Schimmer anzeigen; nur hüte dich, ihn mit andern zu verwechseln, der es versuchen wird, dich irre zu führen; lebe wohl, und vor allem harre aus. So sprach der König, und schied von seinem Neffen. Als die Nacht hereingebrochen war, fand Reschmend bald die leuchtende Stelle, wo er die Bahn zu seinem Glücke sich öffnen sollte. Muthig und ohne Zaudern begann er die ungewohnte Arbeit, und wie hart auch der Boden war, so hatte er sich doch vor Tags Anbruch schon so tief hinein gegraben, daß kein Licht von oben den leitenden Schimmer verdunkelte. Desto mehr hatte er bald mit den Verführern zu kämpfen, die ihn von der rechten Bahn zu entfernen suchten: oft sah er vor sich und hinter sich, auf dieser und auf jener Seite einen Schimmer am Boden, und wußte nicht mehr, wohin er sein Werkzeug richten sollte, besonders da die trügerischen Sterne gewöhnlich heller glänzten, als der einzig Wahrhaftige. Aber er lernte sie doch unterscheiden: denn dieser leuchtete mit schneeweißem Lichte, während dem Glanze jener ein röthlicher Schimmer bei-

gemischt war. Unermüdet arbeitete Reschmend, und gönnte sich nur so viel Ruhe, als durchaus erforderlich war, um die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen, unabläßig trieb und förderte der Hoffnungsvolle sein Werk zwölf Monden hindurch; schon hatte die ununterbrochene Anstrengung seine Wange gebleicht, und die Fülle der Jugend abgestreift von seinen Gliedern; schon fing er an zu zweifeln, ob die Kraft auch ausreichen würde bis ans Ziel; als er einst plötzlich, nachdem er eine Felsenlage mit unsäglicher Mühe durchbrochen hatte, in die Tiefe sank. Er gelangte in ein Gewölbe, das von einem Glanze erleuchtet wurde, der aus seinen Mauern strömte; am äußersten Ende des Gewölbes erblickte Reschmend eine eherne Pforte, deren Flügel aufsprangen, sobald er mit seinem Beile daran schlug. Beseligt durch den festen Glauben, daß er endlich den Preis so unsäglicher Mühe gewonnen habe, trat er in eine weite Halle, wo das Licht in Blumenformen aus den saphiren Wänden wuchs. Im Hintergrunde saß auf einem krystallnen Throne eine dicht verschleierte weibliche Gestalt, Reschmend eilte dahin, warf sich ihr zu Füßen, und sprach: Nimm deinen Knecht,

Erhabene, gnädig an. Die hohe majestätische Gestalt, umflossen von einem silbergrauen Gewande, erhob sich von dem Throne, reichte ihm die Hand und sprach: Sey mir gesegnet, treuer Jüngling. O Entzücken! ihre Stimme glich dem Klange, der einst Reschmends Sehnsucht zuerst in der Behausung seiner Mutter erregt hatte, und hier ihm die gewisse Befriedigung derselben zu weissagen schien. In seliger Freude umarmte der Jüngling der Erhabenen Kniee, und als sie ihn aufheben wollte, rief er wonnetrunken: o laß mich! laß mich! es ruht sich süßer zu deinen Füßen, als an Andrer hochwallendem Busen: ach, daß ich hoffen dürfte, du seyst die lang Ersehnte. Ich bin es, sprach sie sanft, und liebe dich seit jenem Tage, wo du anfingst die Bahn zu brechen zu meiner tiefen Wohnung. Außer sich über diese beseligenden Worte sprang der Entbrannte auf, und wollte sie in seine Arme schließen; aber sie drängte ihn zurück, und ihre majestätische Haltung hieß seine Leidenschaft schweigen: o Geliebte! Geliebte! flehte er dann, laß mich wenigstens dein Antlitz schauen, das gewiß leuchtet, wie die Königin der Sonnen. Mit nichten, geliebter Freund, sprach

die Verschleierte; hier darf ich dir nichts seyn, denn Führerin, erst, wenn wir die Höhle der großen Wiegenkinder genannt Bragim durchwandert sind, ist es mir vergönnt dir zu thun, wie die Geliebte dem Geliebten thut. Wo ist diese Höhle, fragte Reschmend hastig. Weit von hier sprach die Verhüllte, am Ende der Welt. O laß uns eilen, rief der Verlangende, warum auch die Dauer eines Seufzers verlieren? Willst du nicht ausruhen, fragte sie: Nein! nein, entgegnete Reschmend, keine Ruhe bis an deiner Brust. Beide traten nun ihre Wanderung an. Rauh war der unterirdische Weg und finster; nur das gedämpfte Licht, das ein auf dem Haupte der Verhüllten glänzender Demant durch den Schleier sandte, erleuchtete sparsam ihren Pfad. Viele, viele Monden lang wandelten sie nach unserer irdischen Zeit; oft waren die Kräfte des Jünglings erschöpft, und seine Füße wollten ihm den ferneren Dienst versagen, dann sprach die erhabene Führerin: Muth! Muth! mein theurer Freund, wenn du mich liebst, wie ich dich liebe; und der unnennbare süße Klang schloß ein Himmelreich voll Seligkeit in seinem Herzen auf, und verjüngte also seine Kraft. Endlich, als auch schon die Worte

der Geliebten ihre Wirkung zu verlieren begannen, erreichten sie die Höhle Bragim. Mit Mühe schleppte sich Reschmend über die Brücke vor dem Eingange und im Strome unter derselben sah er mit Schaudern — sein Bild; das Bild eines Greises mit verfallnem Antlitz und schneeweißen dünnen Locken. Sie traten in die Höhle, tiefe Nacht war rings umher; und ein einziger Mondstrahl fiel von oben hinein, und in diesem Strahle saß Ruthna, und breitete dem Sohne die Arme entgegen. Reschmend erkannte sie, konnte aber vor Ermattung nichts weiter sagen als: ach! meine Mutter, sank in ihren Schoos und entschlief. Möge er sanft ruhen, der müde Wanderer! — und das Mährchen hat hier sein Ende erreicht!

Aus

einer Geschichte

des

Kaisers Julianus Apostata.

Ein Fragment.

. . . . . .

. . . . . .

Und dennoch meinte der Apostat,
Er könnte des Evangeliums Saat,
Die seinem Heidensinn mißfiel,
Ausreuten bald mit Stumpf und Stiel.
Die Lügengötzen dacht er zu retten,
Die Zeit an den Olympus zu ketten;
Er wollte den neuen Morgenstern

In der Pandora Kasten sperr'n,
Das Wort und die Schrift in Lethe versenken
Und die erfüllte Verheißung — noch lenken. —
Doch jemehr er rechts und links auch wehrt'
Jemehr ging Alles ihm verkehrt.
Es hatte der Herr an hellen Tagen
Der Wahrheit Feind mit Blindheit geschlagen.
Was halfen ihm seine Söldnerheere,
Die Heuchelgüte, die falsche Lehre,
Die Prätorianer und die Sophisten? —
Es stärkte den Muth und den Glauben der Christen! —

Da kam's nach langem stolzen Wahn,
Daß endlich den bösen Kaiser Julian
Ein Zweifel an seiner Weisheit befiel;
Und weil er gar nicht kam zum Ziel
Und aus Angst vor dem heiligen Geist,
Den er doch läugnete, gottlos-dreist,
Schickte er nach dem gelobten Land,
Ließ allda, an des Jordans Strand
Einem Christlichen Eremiten
Kaiserlichen Gruß entbiethen,
Ließ ihn versichern seiner Gnaden

Und nach Byzanz in die Hofburg laden.
Denn er hatte von der Fama gehört,
Von der Lügengöttin, die er verehrt,
Daß jener Klausner durch harte Kasteiung
Ein Meister geworden der Prophezeihung,
Ein Christianischer Hierophant,
Ein Kabalist, ein Negromant,
Der, durch geheime Wissenschaft
Und mit gewaltiger Zauberkraft,
Um Mitternacht in Felsenklüften,
Der Isis Schleier könnte lüften
Und alle Dämonen heraufbeschwören,
Die Ordnung der Natur zu stören.
Deshalb nun wollte der böse Julian
In seinem abergläubigen Wahn,
Daß dieser Christ ihn unterrichte,
Wie man das Christenthum vernichte. —

Kann ein verkehrteres Beginnen
Der tollste Aberwitz ersinnen?
Und doch that also der kluge Thor!
Woraus die Lehre geht hervor,
Daß wer nur sich selbst liebt und die Welt

In ewige Widersprüche fällt;
Denn wie die Blüte wird zu Frucht
Kommt Unverstand aus Eigensucht.
So beginnt schon auf Erden der Bösen Gericht;
Das aber glauben und wissen sie nicht
Und Gott sey Dank! daß sie's nicht wissen,
Daß sie in Hochmuth verharren müssen;
Damit in stiller Liebesweihe
Das Gute unbemerkt gedeihe. —

Julianus hatte in seinem Pallast
Vor lauter Ungeduld nicht Rast
Und mit Kameelen und Elephanten
Zog er entgegen dem Negromanten,
Wie er den frommen Klausner hieß
Und so ihm schlechte Ehr' erwies. —
Auf freiem Felde traf er ihn
Vor einem Kreuz in Andacht knie'n.
Was weilst du träumend vor diesem Holz?
Rief er ihm zu mit Hohn und Stolz,
Da doch der Kaiser dein begehret! —
Ich gebe Gott, was Gott gehöret,
Erwiederte der greise Christ,

Dem Kaiser, was des Kaisers ist.
Zuerst hab' ich gebethet hier
Und frag' dich nun: Was willst du mir?
Ich will, begann mit Heuchellisten
Der Heide zu dem frommen Christen,
Ich will mit Schätzen dich reich beladen;
Du sollst, im Glanze höchster Gnaden,
Der Nächste mir steh'n an meinem Thron;
Sollst fordern dürfen jeden Lohn,
Gewärtig seyn jedweder Gunst;
Wenn du mir beisteh'st mit deiner Kunst,
Daß wir den Uebermuth bekämpfen,
Daß wir den großen Weltbrand dämpfen,
Der heimlich überall entglommen. —
Die Zeit ist aus ihrem Gleis gekommen,
Bedroh't der Kroniden Göttermacht!
Es schwankt der Wagen der alten Nacht,
Sie flieh't vor des Helios rasendem Sohn
Vor einem neuen Phaëton.
Der — stachelt das leuchtende Viergespann
Und es schnaubt und jagt und hält nicht an
Und der Lauf der Horen ist so verwirrt,
Daß auch die weiseste Vorsicht irrt! —

Nun hab' ich aber aus treuem Munde
Die sichere, die untrügliche Kunde,
Wer diese Verschwörung heimlich bereitet
Wer sie von Land zu Lande leitet,
Ich weiß es durch eines Kundschafters List,
Daß es ein Christlicher Dämon ist.
Ja ja! Es ist der heilige Geist,
Der die Ordnung der alten Welt zerreißt!
Den Pelion will er auf Ossa thürmen,
Titanen gleich den Olymp erstürmen;
Das aber soll er nimmermehr! —
Und deshalb rief ich dich hieher
Und wiederhol' und schwör' es dir:
Der Gewaltigste sollst du seyn nach mir,
Wenn deine Kunst sich wahr beweist,
Und du vernichten kannst den Geist! —

Als so gefrevelt der Apostat,
Drei Schritte zurück der Klausner trat,
Verbarg das Staunen und die Schmerzen
Und still zu Gott sprach er im Herzen:
Vergib ihm Herr! Er weiß ja nicht,
Noch was er thut, noch was er spricht;

Mich aber lasse Worte finden,
Die ihn erleuchten diesen Blinden! —
Und sonder Menschenfurcht und Scheu
Sprach er nun ruhig, fest und frei
Vom Lug und Trug der alten Götzen,
Von Gottes ewigen Gesetzen,
Und von dem Sohne, der die Wahrheit,
Und von des Geistes lichter Klarheit,
Und daß nur die Dreieinigkeit
Von allem Bösen uns befrei't,
Und daß sie, wie's die Schrift verkündet,
Das Himmelreich auf Erden gründet. —
Doch solche Rede war vergebens!
Wie soll zum Lichtquell alles Lebens
Ein nachtgewohntes Auge dringen;
Ein Blick gefesselt von den Dingen
Sich tauchen in das geist'ge Seyn? —
Das fühlte der Klausner und lenkte drum ein
Und fing von der Welt an und sprach: Julian!
Es ist von dir nicht wohlgethan,
Daß du dich gegen dein Blut empöreſt
Den Grundbau deines Reichs zerstöreſt?
Ich meine der Wahrheit heiligen Dom,

Den Konstantin, dein großer Ohm,
Inmitten finstrer Heidennacht,
Mit Weisheit hat an's Licht gebracht.
Du, der sich über die Zeiten beschwert,
Die Zeiten sind nicht, du bist verkehrt,
Du, der ja selbst den Grund vernichtet,
Die Festen, worauf dein Thron errichtet! —
Und als des Abtrünnigen Stirn jetzt glüh'te,
Sein rollendes Auge Funken sprüh'te,
Da neigte sich der Greis und sagte:
Verzeihe, wenn zuviel ich wagte!
Mir thut mein Eifer doppelt leid,
Weil ich in meiner Jugendzeit
Mich auch verirrt auf falschem Pfade
Und weil des Allerbarmers Gnade,
Dadurch daß sie mich irren ließ,
Den rechten Weg zum Heile wies!
Wollt' ich doch auch die Jahreszeiten
In ihrem Laufe hemmen und leiten.
Ja Herr! ja laß Bericht dir geben,
Wie ich vom Tode kam zum Leben
Und laß mein Schicksal, arm und klein,
Ein Gleichniß dir ein Beispiel seyn. —

Und als nun der Kaiser sprach: Wohlan!
Fing Jener so zu erzählen an:

Von armen Aeltern bin ich entsprossen,
In Samaria, von Judengenossen.
Zu kärglicher Nahrung ward ein Feld
Im Schweiß des Angesichts bestellt;
Und früh' verlor ich die Aeltern schon. —
Ich wußte nichts von Religion,
Dieweil in unserm kleinen Land
Ein buntes Gemisch von Lehren sich fand:
Der Gott ward wie der Götze geachtet,
Dem Jehovah, dem Baal, dem Zeus geschlachtet;
Statt der Lieb' und des Glaubens, kannt' ich nur
Die Sklavenfurcht vor der Natur
Und, statt der höchsten Freudigkeit,
Nur Sucht nach Gütern dieser Zeit.
Reich wollt' ich werden, gemächlich leben,
Das war das einzige Bestreben,
Worüber ich Morgens und Abends sann. —

Da begab sich's, daß ein Aegyptischer Mann
Sich damals verirrte auf nächtlichem Pfad

Und als Gastfreund in meine Hütte trat.
Ich that, was des Landes Sitte befahl
Wusch ihn und salbt' ihn, besorgte das Mahl,
Ließ ihn sich laben und bat ihn nun
Auf reinlichem Lager in Frieden zu ruh'n
Und er schwieg und streckte zum Schlaf sich nieder. —
Doch schon vor Tag erhub er sich wieder,
Weckte mich auf, war schon gegürtet
Und sprach: So erfahre nun, wen du bewirthet!
Du siehst den weisen Aegyptier in mir.
Ein Bettler spräche: Gott lohn' es dir!
Ich aber sage: du wirst belohnt
Von dem, der heut bei dir gewohnt.
Schau' dieses Kunstwerk! Es sey dein eigen;
Es wird dir die Quellen des Reichthums zeigen. —
Drauf gab er mir ein Geräth von Metall
Und Elfenbein und Bergkrystall;
Erklärte mir dessen Tugend genau,
Die innere Fügung, den künstlichen Bau,
Der geheimen Kräfte seltsames Walten
Und wie ich es brauchen sollt' und erhalten.
Doch, während ich's staunend noch beschau'te
Und kaum den eignen Augen trau'te,

War er schon fort; ich sah' ihn nicht geh'n
Und hab' ihn auch niemals wiedergeseh'n. —

So sind dennoch, rief freudig Julian,
Die Naturgewalten dir unterthan
Und du kannst durch geheime Wissenschaft,
Du kannst mir durch deine Zauberkraft
Den Geist, wie ich's begehrt, vernichten?!
So rief er, da sprach der Greis: Mit nichten!
Dem Geiste kann's — und soll's gelingen
Die irdische Natur zu zwingen;
Doch keine Weltkraft, wie sie auch heißt!
Ertödtet den freien lebendigen Geist.
Der Glaub' an solche Zaubermacht,
An dies Phantom der alten Nacht
Ist Unsinn, Lüge, oder Spott
Und eine Lästrung gegen Gott!
Drum irrst du, wenn mich dein Mund verklagt,
Als hätt' ich von jenem Werke gesagt,
Daß es ein Werk der Zauberei,
Ein Lugwerk eines Lügners sey.
O nein! Von Menschensinn erdacht,
Von Menschenhänden zu Stande gebracht,

War's ein Gefüge von Urkräften der Welt,
So kunstreich-wirksam zusammengestellt,
Daß hier die Natur sich selber zwang
Zu entdecken ihren gesetzlichen Gang
Und wie im Bilde sich treu zu gestalten
In ihrem geheimsten Weben und Walten.
Es zeigte das Werk mit beweglicher Spitze
Die nahende Kälte, die nahende Hitze;
Die Stunden, die Tage schrieb es auf,
Der Sonne, des Mondes, der Sterne Lauf;
Es zeigte Wochen lang voraus,
Gewitter, Schlossen, Sturm und Braus
Und wann es trocken werden wollte
Und wann man säen und ärndten sollte;
Kurz, Herr, was Zeit und Wetter betrifft,
Das zeigte das Kunstwerk mit deutlicher Schrift.

Ich folgte nun des Aegyptiers Geheiß;
Und durch sein Geschenk und meinen Fleiß
Und da ich immer nach dem Rath
Meines prophetischen Werkzeugs that,
Ward sein Versprechen bald erfüllet:
Mein Durst nach irdischer Habe gestillet. —

Zum schönen Hause wurde die Hütte;
Es stand in meiner Güter Mitte
Und rings die Flur, das Feld, der Hain,
So weit das Auge sah', war mein,
Mein, Alles was sich hier bewegte:
Geflügel, Heerden, Knecht' und Mägde;
Ich war der reichste Mann im Lande,
Mich selbst zu schätzen nicht im Stande. —

Doch allzu großes Glück und Gut
Macht thörigt, reizt zu Uebermuth,
So daß wir uns unfehlbar meinen,
Wie Erdengötter uns erscheinen
Und selbst den Himmel meistern wollen;
Drum muß ich stets noch Dank Ihm zollen,
Der mir, zum Heil, den Reichthum nahm! —
Wie das sich fügte, wie es kam,
Das will ich dir erzählen nun;
O, sieh' darin dein eignes Thun
Und laß mein Schicksal, arm und klein,
Dem Kaiser eine Warnung seyn! —

Als ich, wie täglich dies geschah'
Eines Tages nach meinem Kunstwerk sah',

Da zeigte mir's, daß weit und breit
Im Anzug sey eine böse Zeit,
Wie sie seit Menschengedenken nicht war.
Sie würde dauern sieben Jahr',
Da würd' es stürmen, donnern und blitzen,
Da würden erbeben der Erde Stützen,
Die festen Felsen wanken und fallen,
Die Ström' aus ihren Ufern wallen,
Die Gewässer bis an die Wolken wogen,
Steinschlossen stürzen vom Himmelsbogen,
Und langverhaltne reißende Gluten
Von aufgesprengten Bergen fluten. —
Du kannst dir denken, daß solche Zeit
Meiner gewohnten Gemächlichkeit
Und meinem Weltsinn schlecht behagte;
Nahm also mein Werkzeug von neuem und fragte,
Weshalb die zornerfüllten Götter
Mich strafen wollten mit Sturm und Wetter?
Doch nicht von den Göttern, mein Werk sprach nur
Vom streng-gesetzlichen Gang der Natur.
Menschenverschulden, Jahrhunderte lang,
Hätte gehemmt den gesetzlichen Gang,
Es seyen gestört der Bildung Saaten,

Die Pulse der Erde in Stocken gerathen;
Die Natur, in diesem verwirrten Gähren,
Könne nur Mißgeschöpfe gebären,
Eine häßliche weltzerstörende Brut.
Drum müsse sie sich entladen der Glut,
Müss', um von Krankheit zu genesen,
Ausstoßen all' ihr böses Wesen. —
Da dieses mir nun noch minder behagte,
So nahm ich mein Kunstwerk von neuem und fragte,
Ob ich bei'm Streit der Elemente
Mich schützen und mich wehren könnte?
Die Frage ward nun zwar bejah't;
Allein das Wie, die Art, der Rath,
Was ich, wenn ich mich schützen wollte,
Bald thun, bald unterlassen sollte,
Was Alles ich, mit großer Beschwerde,
Aufopfern sollte der kranken Erde,
Was Alles bedenken und ersinnen,
Und wie ich so Vieles ganz neu beginnen
Und mit Fleiß und Geschicklichkeit
Ausführen sollt' in kurzer Zeit;
Dies Alles war mir so verhaßt,
War meiner Trägheit solche Last;

Daß ich mit meines Kunstwerks Rath,
Wie Juda mit seinen Propheten that:
Ich nahm groß Aergerniß daran,
Ich verbarg mein Geräth, ich sah' es nicht an
Und dachte leichtsinnig nur an heute,
Indem ich lustig mich zerstreu'te. —

Aber inmitten meiner Zerstreuung
Begann indeß die Prophezeihung
Sich nach und nach und ganz im Stillen
Durch schwere Zeichen zu erfüllen.
Schon weh'te, zwar leise noch und lind,
Aber mit heißem Athem der Wind;
Ringsum am weiten Himmelsbogen
Kam Schwefelgewölk heraufgezogen;
Noch schien die Sonne, doch einen Ton,
Wie fernen Donner, vernahm man schon
Und am Ende des Horizontes stand
Des höchsten Berges Haupt in Brand. —
Da fühlt ich nun Reue, da ward mir's bange;
Doch währte die Reue nicht allzu lange:
Ich war, obgleich mir der Muth gesunken,
So sehr von eitelm Stolze trunken

Und von des Glückes irdischer Gunst;
Daß ich vermeinte, meiner Kunst
Und meiner Kraft müßt' es gelingen,
Die Natur in ihrem Gang zu zwingen
Und daß sich die Zeiten fügen müßten
Nach meiner Willkühr und meinen Lüsten. —

Du widersprichst dir, fuhr hier Julian
Den frommen Klausner hämisch an,
Besinne dich, was dir entfuhr!
Der Geist soll zwingen die Natur,
So sprachst du und verdammest jetzt
Was du doch früher hochgeschätzt!
Und was ich immer hoch noch schätze,
Erwiedert Jener, die Gesetze!
Die der Natur und die der Pflicht,
Die ändert des Menschen Willkühr nicht
Und wenn der Mensch auch Kaiser heißt! —
Allein die Pflicht gebiethet dem Geist,
In die Werkstatt der Natur zu dringen
Und dort gesetzlich sie zu zwingen
Zu allem Sittlichen und Schönen. —
Ich aber wollte dem Bauch nur fröhnen

Und, wie's dann immer kommt, ich verband
Mit niederm Zweck auch Unverstand.
Wie klug mich auch mein Kunstwerk berathen,
So scheut' ich doch Willen, Entschluß und Thaten
Und dacht' in dummer Gemächlichkeit,
Ich könnte aufhalten den Lauf der Zeit,
Ich würde hemmen den Gang der Natur,
Wenn ich an meinem Kunstwerk nur
Dermaßen dreh'te die Weiser zurück,
Daß sie mir zeigten auf altes Glück. —
Höchst stolz, daß ich so Großes erdacht
Und mir das Schwere so leicht gemacht,
Stellt' ich mein Werk und ließ es deuten
Auf freudenreiche fette Zeiten
Und pflegte lustig meinen Leib
Mit Speis' und Trank und Zeitvertreib
Und legte mich nieder ohne Sorgen
Und schlief bis an den hellen Morgen.
Stand ich dann auf und fand mein Geräth,
Daß es auf Unwetter zeigen thät,
So rückt' ich's wieder auf Sonnenschein
Und ließ es von neuem wohl mir seyn. —

Indessen hatten Feuer und Flut
Mir schon zerstört mein halbes Gut
Und augenscheinlich und offenbar
Kam immer näher die Gefahr.
Auch zeigte bei Morgen- und Abendroth
Mein Kunstwerk stets auf größere Noth,
So daß ich's jetzt auf Glück und Lust
Zwei Mal des Tages stellen mußt'. —
Schwer war mir solche Mühe zur Last,
Ein solcher Widerstand tief verhaßt;
Doch er vermehrte stündlich sich,
Bis endlich der Weiser nicht mehr wich
Und, wie von Zauber angebannt,
Fest auf Gefahr des Lebens stand. —
Da stiegen Unmuth, Uebermuth
Und Angst und Stolz zu thierischer Wuth
Und, in so blinder Raserei,
Schlug ich das künstliche Werk entzwei,
Indem ich zornig schrie: Zerstiebe,
Du unheilkündendes Getriebe!! —
Unsinniger! rief der Apostat,
Welch' eine unvernünftige That? —
Und doch, sprach der Klausner, war ich froh',

War stolz, als ich gehandelt so;
Denn was mir alle Lust verkümmert,
Lag da von meiner Hand zertrümmert;
Ich konnte nun mein Glück genießen
Und ließ die Zeiten ruhig fließen. — —

Hier schwieg der Greis, da sprach Julian:
Und war's denn damit abgethan
Und ist dir weiter nichts begegnet?
Worauf der Klausner ihm entgegnet:
Wenn du mein Wort zu Herzen genommen,
So wirst du auch wissen, wie es gekommen.
Ueberdies sagt' ich schon wie es kam:
Daß Gott mir meinen Reichthum nahm
Und daß er's that zu meinem Heil,
Zu retten meinen bessern Theil! —
Ich mußte von Hütte zu Hütte geh'n,
Mit wundem Fuß um Allmosen fleh'n
Und konnte wiedergeben dafür
Nichts als ein verachtet Gott-lohn'-es-dir.
Doch dieses Wort, das ich bedacht,
Hat mich zur heiligen Taufe gebracht. —

Was kümmert mich das! unterbrach ihn Julian,
Was kümmert mich das, was ein Bettler gethan!
Ich frage dich: Nah'te das ferne Blitzen;
Erbebten der Erde feste Stützen;
Sah' man das Meer zum Himmel wallen,
Vom Himmel Steinhagel herniederfallen?
Antworte! Kam die schreckliche Zeit,
Von der das Kunstwerk prophezeih't? —

Und als der Klausner nun dieses bejah't,
Da sprach des Kaisers Kanzler und Rath:
Es ist höchst strafbar . . . . . .
. . . . . .

Ludwig Robert.

Graf Eberhard im Bart
und
das Kloster zu Kirchheim.

Würtembergische Sage

von

Gustav Schwab.

I.

Der Tanz.

Eine fromme Stadt ist Kirchheim; —
Hat es denn ein Frauenhaus,
Wo man trinkt und schmaust und buhlet
Durch die Nacht in Saus und Braus?
Wie die grellen Lichter glänzen!
Höreſt du der Geige Schrei'n?
Ritter drehn in frechen Tänzen
Dirnen durch die wilden Reih'n.

Wenn verhallt ist das Getöse,
Nach der späten Mitternacht,
Und an Thoren und Gebäuden
Bleiches Morgenlicht erwacht:
Wölbt der Fenster ernste Reihe
Sich die weite Wand entlang,
Ragen Thurm und Kreuz ins Freie,
Von den Hallen tönt Gesang.

Sieh, es ist ein stilles Kloster
Das die böse Lust entweiht:
Eingebrochen sind die Buhlen
Zu des Abendsegens Zeit.
Eberhard der Würtemberger
Reißt die Nonnen vom Altar,
Tanzt und tobt der Stadt zum Aerger
Mit der bösen Buben Schaar.

Denn ein wüst, verderblich Leben
Führt' er fern vom Vaterhof,
Sprengte durch besä'te Felder,
Daß das Roß vom Schweiße troff.

Zecht' in ewigen Gelagen;
Und, gemeiner Sünde satt,
Bricht er heut, nach wildem Jagen,
In des Himmels Friedensstatt.

Flehend nahte die Aebtissin,
Wies ihn aus dem heil'gen Haus.
Doch er sprach: ihr fändet Gnade,
Säht ihr jung und lieblich aus!
Die im Zellgen traurig sitzen
Schmachtend nach dem Rittersmann,
Mutter, schickt mir die Novizen,
Und, ihr Pfeifer, hebet an!

Was im Herzen Gott getragen
Fliehet vor dem rohen Schall;
Die geschworen mit den Lippen,
Reizt der wohlbekannte Hall.
Unter dem geweihten Schleier
Glühen Augen lustentbrannt,
Und es taumeln ird'sche Freier
An der Himmelsbräute Hand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eberhard lag auf dem Lager
Nach der durchgeschwärmten Nacht,
Seinem frommen Vater Ulrich
War der Frevel hinterbracht.
Und dem Kloster schickt' er Briefe
Schweren Fürstenzornes voll;
Aus des Vaterherzens Tiefe
Zu dem Sohn die Klage scholl:

„Ernst und fromm ist, Sohn, dein Vater;
Wehe, du bist andrer Art,
Ob du schon von mir geerbet
Hast des Alters Schmuck, den Bart.
Was der Jugend übel stünde,
Das vollführst du, schon ein Mann,
Trägst in heil'ge Mauren Sünde,
Rufst auf dich der Kirche Bann!"

Aufgewacht aus seinem Rausche
Schweigend sitzt der junge Graf,
Sieht die Tänzerinnen wandern,
Die der Fluch des Vaters traf.

Bußgesänge tönen wieder
Aus dem ernsten Klosterhaus
Und er schlägt die Augen nieder
Reitet still zur Stadt hinaus.

2.

Die Pilgerschaft.

Durch des Landes reiche Felder
Lenkt er schweigend hin sein Roß,
Aus dem Schmuck der Blütenwälder
Winkt ihm Urach, und sein Schloß.
„Segen spenden deine Hände,
Vielgeliebter nennt es dich,
Vater, dieses Lustgelände;
Doch wie wird es nennen mich?"

Aus den Dörfern und den Stiften
Tönt ihm strafend Glockenklang;
Heil'ge steigen aus den Grüften,
Machen ihm im Traume bang.

In das Land, das fromme, blüh'nde,
Paßt sein wüstes Treiben nicht,
Reue dränget ihn und glüh'nde
Sehnsucht nach der Gnade Licht.

Und er deckt mit Helmesgittern
Seines Angesichtes Schaam,
Rüstet sich mit vierzig Rittern
Abzuschütteln Sünd' und Gram.
Wo in wald'gen Berges Klause
Seines Stammes Ahnen ruh'n,
Wandelt' er zu der Carthause
Beichtete dem Abt sein Thun:

„Wollet auf die Häupter legen,
Sprach er, eure Priesterhand!
Weigert nicht dem Zug den Segen
In das hochgelobte Land.
Zwar der Feind ist nicht zu dämpfen,
Der am Grab des Heilands thront,
Doch wir wollen den bekämpfen,
Der in unsrer Brust ihm wohnt."

Und er wallet aus dem Lenzen
Zu der Alpen Winterschnee;
Welsches Land mag buhlend glänzen,
Seinem Herzen thut es weh;
Und gemahnt an alte Sünde
Springt er muthiger an Bord,
Kämpft sich durch des Meeres Schlünde,
Schlägt sich durch der Türken Mord.

Endlich stillt er seine Schmerzen
In des Jordans Wunderfluß;
Endlich brennen ihre Herzen
In dem Flecken Emmaus.
Nach des Herren Stadt sie wallen,
Waffenlos, am Wanderstab,
Erst zum Ritterschlage fallen
Nieder sie am heil'gen Grab.

So gestärkt, von dessen Güte,
Der zerstoßnes Rohr nicht knickt,
Mit gereinigtem Gemüthe,
Zu der Heimfahrt angeschickt,

Fliegt er fort mit Wind und Welle,
Auf dem Hut ein Cedernreis,
Das er an der heil'gen Stelle
Sich gepflückt zu Gottes Preis.

In die Heimath froh gekommen
Pflanzt er's in geweihten Raum,
Conterfeit zur Lust der Frommen
In des Schlosses Saal den Baum.
Friede zieht vom heil'gen Grabe,
Fried' und Heil mit ihm ins Land;
Reiche Sühn' und milde Gabe
Wird den Klöstern zugesandt.

3.

Die Hochzeit.

Vierzehn tausend Gäste trinken
Vor dem Schloß von Urach Wein,
Aus drei Röhren schenkt der Brunnen
Ihn den Zechern sprudelnd ein.

Freude rauschet vor den Hallen,
Fromme Freude tönt im Saal.
Ja der Himmel hat Gefallen
An Graf Eberhards Gemahl.

Von dem schönen, welschen Lande,
Das er jüngst kaum angeschaut,
Büßend seine Frucht gemieden
Durft' er holen sich die Braut.
Aus des Mantuaners Feuer,
Aus der Deutschen Mutterzucht
Wuchs ein Herzogskind dem Freier
Auf zu süßer Wunderfrucht.

Fromm und milde wallt die Schöne
An des bärt'gen Ritters Hand,
Durch den Saal, wo schlanke Cedern
Blüh'n im Bild an goldner Wand. *)

---

*) Dieser Saal ist noch im Uracher Schlosse zu schauen.

Südlich wie der Heimath Bäume
Lächeln sie die Fürstin an,
Des gelobten Landes Träume
Weh'n dem Pilger draus heran.

Und die Hochzeit ward gehalten
An dem heil'gen Ulrichstag
Ulrich sich der Vielgeliebte
Seines Sohnes freuen mag.
Aus den müden Greisenhänden
Legt er bald den Fürstenstab,
Geht, nun er den Sohn kann senden,
Fort von seinem Volk ins Grab.

4.

Die Belagerung.

Man belagert wohl die Wälle
Einer stolzen, festen Stadt,
Die zu Schützern ihrer Schwelle
Tausend tapfre Männer hat,

Doch wer sah verlaßne Frauen
Fürchten der Belagrung Grauß?
Hier ist solch ein Kampf zu schauen,
Hier vor Kirchheims Klosterhaus.

Eberhard, des Bärt'gen Vetter,
Hat verschleudert Gut und Land,
Zieht herum, ein Donnerwetter
Flücht'gen Schwerdtbliz in der Hand.
Aus dem Kloster schallt ein Jammern,
Denn er liegt mit Macht davor;
Will das Geld aus reichen Kammern,
Klopft mit schwerer Faust ans Thor.

Ach sie werden fallen müssen
In des wilden Räubers Hand!
Hat kein Beten und kein Büßen
Denn des Himmels Zorn gewandt?
Aus dem Herzen längst vertrieben
Ist die frevelvolle Nacht;
Steht sie ewig angeschrieben
Bei dem Herrn, deß Strafe wacht?

Der Aebtissin doch, der frommen,
Nahet Angst und Zweifel nicht,
Denn zu ihr im Traum gekommen
Ist ein freudiges Gesicht:
Vor dem Kloster sah sie stehen
Einen Schirmvogt guter Art,
Helden-Antliz ließ sich sehen,
Glühend aus dem dichten Bart.

Muth verleiht ihr Wort den Schwestern,
Daß, ob schwindet Brod und Most,
Sie doch heute stets, wie gestern,
Bauen auf des Himmels Trost.
Auch das Holz ist ausgegangen; —
Da zerstört die starre Hand
Jenes Sommerbaues Prangen
Wo der frevle Tanz entbrannt.

Fröhlich knistern in den Flammen
Die gesühnten Balken jetzt,
Und sie sitzen still zusammen
Von der warmen Glut ergötzt.

Sieh', da hört man Schwerdter schlagen,
Knarren auch das Klosterthor:
Und ein Fruchtgefüllter Wagen
Fährt im Hofe stattlich vor.

Eberhard im Bart der Gute,
Sendet seinem Kloster Brod;
Er erzwang mit keckem Muthe
Ihm den Eingang zu der Noth.
Jetzt gefeuert in den Oefen,
Jetzt gebacken und gebraut;
Jetzt gesäuert mit der Hefen
Fromme Frau'n, und Gott vertraut!

Doch nach Tagen und nach Wochen
(Denn der Feind wich nicht vom Haus)
War das letzte Brod gebrochen,
Und der letzte Trunk war aus.
Da versammeln in dem Chore
Sich die Frau'n zu lautem Fleh'n;
Aber draußen vor dem Thore
Hört man's, als zum Sturme gehn.

Ja, die dumpfen Hörner blasen
Weh, ach weh, zu welchem Tanz?
Wilde Tänzer werden rasen
Weh, bei welcher Flammen Glanz?
Horch, die Thore sind gesprungen,
Vor der Kirche schallt ihr Schritt,
Und sie kommen eingedrungen
In den Chor mit ehrnem Tritt.

Der dort mit geschlossner Hauben,
Der dort ist der Eberhard!
Schickt er noch nicht aus zu rauben,
Faßt er nicht die Frauen zart?
Dort steht er am Hochaltare;
Und er öffnet sein Visier;
Freilich ist ers — doch der wahre!
Eberhard im Bart steht hier!

Nicht der böse Namensvetter,
Der ists, den die Gottesbraut
Als des Hauses Schirm und Retter
Einst im frommen Traum geschaut.

Manche kennt von alten Tagen
Wohl noch dieses Angesicht;
Darf den Blick nicht niederschlagen,
Denn auch Er verzaget nicht.

Rein gereift zur Fürstentugend
Ist, was üppig hat gegrünt,
Und der Tanz der eiteln Jugend
Mit dem Schwertertanz versühnt.
«Heute, spricht er, liebe Frauen,
Danket Gott nach langer Quaal;
Morgen, fromm und schön zu schauen
Bring' ich euch mein Ehgemahl!»

Nachschrift. In diesen Romanzen sind die beiden Eberharde verwechselt worden. Nicht Eberhard im Bart hat zu Kirchheim getanzt, nicht er war der Sohn Ulrichs des Vielgeliebten. Sobald sich dieser historische Irrthum dem Verfasser entdecken mußte, so wollte er doch das Gedicht der Geschichte nicht aufopfern, und, da Eberhard im Bart in seiner Jugend wirklich gleichen Unfug, nur nicht zu Kirchheim, getrieben, so behält die Dichtung wenigstens ihre poetische Wahrheit. Möge sie denn als das, was sie allein seyn will, gelesen und beurtheilt werden, — als bloße Poesie.

Die Ueberraschung.

Erzählung

von

Aloys Schreiber.

Wollmar war erst seit einigen Monaten von der Universität zurückgekehrt, als er beim Grafen von * die Stelle eines Privatsecretärs erhielt. Der Graf, damals Minister an einem kleinem teutschen Hofe, besaß große Reichthümer und zugleich die Eitelkeit, als Geschäftsmann glänzen zu wollen. Wollmars Kenntnisse kamen ihm dabei sehr zu Statten, und die geselligen Eigenschaften des jungen Mannes erwarben ihm bald das Wohlwollen des ganzen Hauses. So brachte er ein Jahr hin, und fühlte sich recht behaglich in seiner Lage. Jetzt kam Aline, die älteste Tochter des Grafen, aus dem Kloster zurück, wo sie erzogen worden war. Das Mädchen konnte nicht für eine Schönheit gelten, aber sie stand in der ersten, frischen Jugendblüte, war einfach und unverkünstelt, und verletzte mit ihrer Natürlichkeit, gar oft

die Formen des conventionellen Lebens. In dem zarten, unbewachten Herzen keimte bald eine warme Neigung zu dem jungen Manne, dessen Liebenswürdigkeit im Umgang noch durch eine edle Gestalt erhöht wurde, und Aline hatte noch nicht gelernt, ihre Gefühle zu verbergen, oder dagegen anzukämpfen. Wollmar sah in ihrem Betragen gegen ihn nur Vertrauen und Unschuld, allein der Graf und die Gräfin blickten tiefer, und die Kälte und Unfreundlichkeit, womit sie ihn von diesem Augenblick an behandelten, öffneten ihm erst die Augen.

Wollmar ging nun mit sich zu Rath, was ihm Ehre und Pflicht unter diesen Umständen wohl gebieten möchten, und nach kurzer Ueberlegung, faßte er den Entschluß, seine Stelle niederzulegen, und sein Heil anderwärts zu versuchen. Er besaß kein Vermögen, aber Kenntnisse, Gesundheit und frischen, frohen Lebensmuth. Seiner Bedürfnisse waren wenige, und er hatte, bei dem frühen Verlust seiner Eltern, entbehren und entsagen gelernt.

Einige achtbare und angesehene Männer versahen ihn mit Empfehlungsbriefen, nach einer benachbarten, geistlichen Residenz, wo er eine Anstellung

hoffen durfte; er gab seinen Koffer auf die Post, denn er wollte den Weg von ohngefähr 20 Stunden zu Fuße machen, und verließ seinen bisherigen Aufenthalt ruhig in sich.

Es war ein heiterer Sommermorgen, als Wollmar die Straße dahin wandelte, und der Vergangenheit gedachte und der Zukunft. Er war nun gleichsam ein Fremdling in der Welt, und dieses Gefühl lockte Thränen in seine Augen. Da erhob er den Blick zum blauen Himmel, und ihm war, als riefe ihm eine Stimme von oben: Der Segen deiner abgeschiedenen Eltern zieht mit dir. Er ermannte sich, und Heiterkeit kam in seine Seele.

Gegen Abend hatte er bereits zehn Stunden zurückgelegt, ohne daß ihm etwas Merkwürdiges begegnet wäre, und die Sonne neigte sich eben zum Untergang, als er ein kleines, armseliges Dorf erreichte. Er erkundigte sich bei einem Bauersmann nach einem Gasthause.

Hier gibts nichts als ein paar Bierschenken, sagte der Mann, aber wenn Sie eine Viertelstunde feldein, nach Waldau, gehen wollen, so finden Sie dort ein recht gutes Wirthshaus.

Wollmar ließ sich das gern gefallen. Der Weg führte zwischen blühenden Kornfeldern hin, und am Saume derselben breitete sich, zwischen Wallnußbäumen, ein stattliches Dorf aus, mit einer großen Kirche. Wollmar schritt langsam vorwärts; er richtete seine Blicke gegen Westen, wo die Sonne eben untergegangen war, und das Gefühl der Fremde schien ihn wieder zu überwältigen. Darum merkte er auch nicht, daß ein junger Mann und zwei Mädchen von einem Seitenpfad herkamen, bis sie an ihm vorübergingen. Wollmar und der junge Mann sahen einander an. Ernst, rief der Eine; Heinrich, der Andere, und beide sanken sich in die Arme.

Ernst Treuenberg war der Sohn des Pfarrers in Waldau, und Wollmars Universitätsfreund. Er war erst seit einigen Wochen von Halle zurückgekehrt, und besorgte jetzt einen Theil der Amtsgeschäfte seines schon sehr betagten Vaters. Seine beiden Begleiterinnen waren seine Schwestern. Wollmar folgte den jungen Leuten in das Pfarrhaus, unter tausend Fragen und Antworten. Lange war es ihm nicht so wohl geworden, als unter diesem gastlichen Dache. Der alte Treuenberg empfing ihn mit

Herzlichkeit, und die Mädchen beeiferten sich, ihm alles recht bequem und angenehm zu machen. Das Verhältniß, welches seine Trennung von dem Grafen herbeigeführt hatte, verschwieg er sorgfältig; nur als er sich Nachts, vor dem Schlafengehen, mit seinem Freunde Ernst allein auf dem Zimmer fand, welches man ihm eingeräumt hatte, mochte er nicht länger ein Geheimniß bewahren, welches ihn drückte. Er entdeckte seinem Freunde den ganzen Hergang. Gott Lob, sagte dieser und ergriff Wollmars Hand: Gott Lob, du bist geblieben, wie du warst, und dir kann es nie schlimm gehen.

Sie sprachen noch mancherlei, und trennten sich erst lange nach Mitternacht. Am andern Morgen wollte Wollmar seinen Stab wieder nehmen, und weiter ziehen, allein die ganze Familie setzte sich dagegen. Nach acht oder vierzehn Tagen läßt sich davon reden, sagte Ernst, und die Mädchen erklärten: Sie hätten bereits einen Plan gemacht. In drei Tagen sey Kirchweihe und Jahrmarkt zu Dornheim, zwo Stunden von Waldau, und da müsse Wollmar mit zu Hellbachs, wo er sich gewiß gefallen werde. Sie sprachen itzt mancherlei zum Lobe des Ober-

forstmeisters Hellbach und seiner Tochter Clementine, noch mehr aber von den mancherlei Jahrmarktsgeschichten, welche sie dort schon erlebt hatten. Wollmar sehnte sich nach dem Orte, wo sein Schicksal sich entwickeln sollte; aber er konnte doch unmöglich den guten Menschen ihre Freude verderben, und so willigte er ein, noch acht Tage in Waldau zu bleiben. Die Stunden schwanden ihm hier gar schnell, denn der Pfarrer behandelte ihn wie einen Sohn, und seine Kinder betrachteten ihn als einen Bruder. Am dritten Tage gings nach Dornheim. Unter Wegs flüsterte Ernst seinem Freunde ins Ohr, doch so, daß es seine Schwestern hören konnten: Weißt du auch, Heinrich, warum Luise und Julie so gerne in Dornheim sind? Der junge Prediger und der junge Oberförster —

Pfui, unterbrachen ihn die Mädchen, das ist boshaft, wir werden doch nicht den Männern nachziehen?

Unter solchen Scherzen und Neckereien fuhren sie am Hause des Oberforstmeisters an. Clementine sprang an den Wagen, ihr Vater aber grüßte aus dem Fenster. In der ersten Minute war sie

verlegen bei dem Anblick eines Fremden, doch ihre Unbefangenheit kehrte schnell zurück, als sie hörte, daß Wollmar ein Freund von Ernst sey.

Der alte Hellbach nahm die Gäste auf, ohne viele Umstände zu machen. Mit Wollmar ließ er sich bald in ein Gespräch ein; er fragte mancherlei über Zeit und Weltbegebenheiten, über das Treiben in der Residenz, und schien immer nur die Meinung des jungen Mannes hören zu wollen. Die Mädchen hatten Mühe ihn los zu machen, als nun die Herrlichkeiten des Dornheimer Jahrmarktes in Augenschein genommen werden sollten.

Der Tag ging in Freude und Lust vorüber. Es war schon in Waldau verabredet worden, die Nacht in Dornheim zuzubringen, und das junge Volk trieb sich im Haus und Garten herum, bis es zu dunkeln anfing. Jetzt gings zur Gesellschaft, welche der alte Hellbach auf den Abend geladen hatte. Sie bestand aus dem Prediger, dem Förster und einigen gebildeten Familien. Es wurde Thee getrunken, Musik gemacht, geplaudert. Die Mädchen sangen einige Lieder, darunter war auch ein altes, einfaches Volkslied, welches Wollmar oft in

seiner Jugend gehört hatte. Die kunstlose Melodie erschütterte ihn, denn sie weckte Bilder und Gefühle seiner Jugend. Seine Rührung zu verbergen trat er ins Nebenzimmer, und stellte sich ans Fenster. Clementine bemerkte es, und näherte sich ihm theilnehmend. Ist Ihnen unwohl? fragte sie mit einem Tone, der sein Innerstes durchklang.

Verzeihen Sie, mein Fräulein! antwortete Wollmar. Die Schwäche, die mich jetzt anwandelte, ist eigentlich eine unmännliche. Das alte Volkslied hat mich plötzlich, wie das Weh der Heimath, ergriffen. Es gibt Augenblicke, wo sich unser ganzes Wesen nach der Vergangenheit wendet, aber man sollte sich dem Eindrucke nie hingeben.

„Und warum nicht?"

Weil, fuhr Wollmar fort, so leicht Lust und Kraft zum Leben dabei verloren gehen. Das Träumen kann gefährlich werden, zumahl für die, welche zum Handeln berufen sind.

Sie klagen doch nicht das Gefühl an, um sich selbst anklagen zu können, versetzte Clementine halb scherzend.

Gewiß nicht, erwiederte Wollmar, sonst müßte ich ja dem Leben das ganze Bischen Poesie nehmen wollen, was es noch hat. Aber es gibt ein Gefühl zur Ermannung und ein Gefühl krankhafter Ermattung. Dies letzte ist das Erbübel der Zeit, und ich habe mich auch nicht ganz frei davon erhalten können.

Ich glaube Sie zu verstehen, sagte Clementine, und darin liegts wohl auch, warum ich mich selbst an einigen vielgelesenen und hochgepriesenen Erbauungsschriften nie recht erbauen kann. Sie rauben den heitern Sinn und das ruhige Vertrauen.

Ja, ja, rief Wollmar, das sind eben die, welche das Wasser in ihren Pfützen für den reinen frischen Lebensquell ausgeben, und die Scheulosigkeit für Unschuld.

Das Gespräch wurde itzt durch den lauten Lärm im benachbarten Zimmer unterbrochen. Wir müssen wohl zur Gesellschaft zurück, sagte Wollmar, meine Unart hat Sie heute um einen Theil des Vergnügens gebracht.

Clementine war um eine Antwort verlegen. Sie hätte die Unterredung noch gerne fortgesetzt, doch erkannte sie wohl, daß es nicht ganz schicklich sey.

Man setzte sich bald darauf zu Tische. Hellbach ließ die Gläser fleißig herumgehen, und auch Wollmar gewann allmählig eine heitere Stimmung. Treuenberg erinnerte ihn an einige drolligte Geschichten, die sie auf der Universität erlebt hatten. Die Frauen forderten ihn auf, sie zum Besten zu geben, und Wollmar erzählte die lustigen Vorfälle so heiter und launig, daß sich jedermann daran ergötzte. Absichtlos richtete er seine Blicke meist auf Clementinen, die ihm gegenüber saß — ihr Auge hing an ihm freundlich und unbefangen.

Die Stunden flogen schnell vorüber, und als die Uhr Mitternacht schlug, trennte sich die Gesellschaft. Hellbachs Gäste wurden auf ihre Zimmer geführt. Das, welches Wollmar erhielt, hatte die Aussicht in den Garten des Oberforstmeisters und über das reiche Feld hin. Er stand noch lange unterm Fenster, und schaute hinaus in die stille Nacht. Mancherlei Gedanken und Betrachtungen wechselten in seiner Seele. Zuletzt übermannte ihn wieder ein trauriges Gefühl.

Es wäre doch besser, sagte er zu sich selbst, es wäre doch besser, der Zufall hätte mich nicht nach

Waldau geführt, und nicht hierher. Es wird mir ganz heimathlich, und ich muß doch wieder nach meinem Wanderstab greifen, und in die Fremde ziehen. Wie oft werd' ich noch scheiden müssen?

Thränen traten in seine Augen; aber er wischte sie schnell ab, zürnend auf sich selbst, daß er sich so leicht übermannen lasse.

Am frühen Morgen ging es nach Waldau zurück. Beim Abschied mußte Wollmar dem Oberforstmeister versprechen, ihn noch einmal zu besuchen. Clementine bat ihn gleichfalls darum. Ihr kommt dann alle wieder, wie heute, sagte sie, und Herr Wollmar kann von hier aus nach * reisen. Der Umweg beträgt kaum eine Stunde. Der Vorschlag wurde einmüthig angenommen, und die Freunde trennten sich, in der freundlichen Hoffnung baldigen Wiedersehens.

Wollmar ließ sich's in Waldau noch acht Tage gefallen; am Morgen des neunten schied er, und Treuenberg und seine Schwestern begleiteten ihn wieder bis Dornheim. Doch konnten sie diesmahl nur bis nach Tische bleiben, weil Amtsgeschäfte den jungen Prediger in sein Dorf zurückriefen. Wollmar

sollte den Tag noch beim Oberforstmeister zubringen. Clementine schlug ihm, gegen Abend, einen Spaziergang vor. Sie nahmen den Weg über das Feld hin, in ein kleines Mühlenthal, das von sanften Höhen gebildet wurde. Sie kamen zu einer Gruppe herrlicher alter Eichen, wo ein Knabe einige Rinder und Schafe hüthete. Ein klarer Waldbach floß vorüber, und die Bäume warfen ihre Schatten auf den Strom. In kleiner Entfernung ragte das Dach der Mühle zwischen Erlen hervor.

Wollmars Herz wurde mächtig angezogen von dem reizenden Aufenthalt. Er blieb stehen, und schien unwillkührlich in stille Träume zu versinken.

Nicht wahr, sagte Clementine freundlich, es ist ein schönes Thal?

Ach, rief Wollmar, wer es heraus schneiden könnte, aus der übrigen Erde, und da, im Frieden der Natur, sich selbst leben!

Was das anbelangt, versetzte Clementine, so kann man hier einsam genug seyn. Ausser den Leuten auf der Mühle, und den Bauern, die dahin gehen, trift man nur selten einen Menschen hier.

Ich fürchte nicht, daß Sie mich mißverstehen, fing Wollmar nach einigem Nachdenken an, ich hasse die Menschen nicht, und weiß, was ich der Gesellschaft schuldig bin. Aber es ist doch wunderbar, daß das Geflüster dieser uralten Eichen, das Murmeln des ewig bewegten Stroms, die Pflanzen und Blumen umher unser Gemüth unendlich mehr ansprechen, als der Prunk der Städte und selbst die witzige, geistreiche Unterhaltung gebildeter Gesellschaften.

„Woher mag das wohl kommen?"

Ich denke, antwortete Wollmar, weil hier alles Fremde und Erborgte verschwindet, und wir uns gleichsam verlieren im stillen, geheimnißvollen Leben der Natur. Es ist ein Verwandtes und Unbekanntes zugleich, was uns ergreift. Den Menschen, sein Thun und seine Rede, mögen wir leicht ermessen: jeglichen Augenblick stößt er an eine Schranke, wie der eingesperrte Vogel an die Stäbe des Käfigs; aber beim Anblick der schönen Landschaft öffnet sich uns ein Unbegrenztes, Unendliches.

Sie stiegen nun rechts, einen sanft gewundenen Pfad hinan. Wollmar erblickte einen niedrigen Stein, der die Gestalt eines Kreuzes hatte, und von

Dorngebüsch umwachsen war. Hier ist wohl die Ruhestätte eines Unglücklichen? sagte er zu seiner Begleiterin.

Sie erzählte ihm die Geschichte des Grabsteines.

Zur Zeit des Schwedenkrieges lebte auf dieser Mühle ein Mann, der eine schöne Tochter hatte. Ein junger Bursche aus der Nachbarschaft gewann ihre Liebe, allein der Vater des Mädchens war gegen diese Neigung, denn er sah auf Reichthum, und der Bursche besaß keine Erdscholle. Da ihn nun einst der Müller, trotz des wiederholten Verbots, bei seiner Tochter traf, ließ er beide sehr hart an. Der Jüngling nahm sich das zu Herzen, und ließ sich unter die Pappenheimer anwerben. Ein Jahr ging nun vorüber; das Mädchen härmte sich ab im Stillen, da auf einmahl hieß es: Neue kaiserliche Truppen seyen im Anrücken. Der Müllerstochter war das eine freudige Botschaft; sie hoffte, den Geliebten vielleicht wieder zu sehen, und ihr ahnendes Herz wurde nicht getäuscht. Unvermuthet stand er vor ihr, auf der Stelle, wo das Kreuz steht, und vergessen waren im Augenblick die Schmerzen der Trennung und die Ermahnungen des Vaters. Während aber

die Liebenden sich der Freude des Wiedersehens hingaben, bemerkte das Mädchen auf der Höhe gegenüber, einen feindlichen Jäger hinter dem Gebüsch, der eben sein Feuergewehr auf ihren Geliebten anlegte. Mit einem Schrei des Entsetzens umklammerte sie ihn, als könnte sie sein Leben schützen; der Schuß fiel, und beide sanken todt zur Erde.

Wohl ihnen, daß sie so starben, sagte Wollmar, und schaute gerührt auf das Grab. Clementine war nachdenkend geworden. Schweigend gingen sie beide eine Strecke weit neben einander, und jedes schien sich seinen eigenen Betrachtungen zu überlassen. Es ist sonderbar, oder auch wunderbar, fing Clementine nach einer Weile an, daß das Schicksal mancher Menschen recht sichtbar von einer unsichtbaren Hand geleitet wird, während der größere Haufe so recht alltäglich lebt und stirbt, wie die Pflanzen und Bäume.

Das gehört mit zu den Räthseln des Daseyns, erwiederte Wollmar.

Ach, wer löst sie uns, seufzte Clementine, und blickte, fast traurig, zum heitern Abendhimmel.

Das Herz voll Demuth, Liebe und Vertrauen, antwortete der Jüngling. Er schaute dabei seiner Begleiterin so mild und freundlich ins reine, klare Auge, als wollte er sagen: Ein Herz wie das Deinige.

Die Jungfrau verstand den Blick. Ein anmuthiges Roth überflog ihre Wange, und sie mußte sich zusammennehmen, um wieder ein gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen.

Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen. In den umliegenden Dörfern erschallte die Abendglocke, und einzelne Landleute kehrten noch vom Felde heim. Als Clementine mit ihrem Begleiter zurück kam, brannten schon die Lichter im Hause. Der alte Hellbach bemächtigte sich nun seines Gastes ganz. Er hatte in der geistlichen Residenz, wohin dieser wollte, mehrere Jahre gelebt, und erzählte in die Länge und Breite, was er dort gesehen und erfahren.

Am andern Morgen schied Wollmar von seinem redlichen Wirthe und der schönen Clementine, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl. Doch wußte er sich unterwegs bald wieder zu ermuthigen. Mein Pfad geht im Dunkeln hin, sagte er zu sich selbst, und ich

gehöre ohne Zweifel zu denen, die nicht gehen, wie sie wollen, sondern wie sie müssen. Bei seiner Ankunft in * gab er alsbald seine Empfehlungsschreiben ab. Sie verschafften ihm Zutritt in einige gute Häuser und Einladungen zu Tafeln, an denen Ueppigkeit und Langeweile herrschten. Auch erhielt er manches Versprechen, wovon jedoch keines in Erfüllung ging. Dabei war er zu bescheiden und zu stolz, um die Leute an ihr Wort zu erinnern. Sein Geldvorrath ging inzwischen allmählig auf die Neige, so, daß er genöthigt war, seine Zuflucht zu einer literarischen Arbeit zu nehmen. Aber in * wollten die Leute nichts lesen, und die Buchhändler nichts drucken lassen, als sentimentale Schauspiele, oder handgreifliche Satyren auf gute Bekannte. Wollmar, dem diese Dinge ein Gräuel waren, mußte sich entschließen, an einer sehr magern Zeitschrift Theil zu nehmen, die einige junge Leute in * damahls unternahmen. Er wohnte bei einer Wittwe, die früher ein gutes Haus gemacht hatte, aber durch Wohlleben und Verschwendung herunter gekommen war. In allen Gemächern des Hauses sah man noch die Trümmer ehemaliger Pracht und vergeudeten Reichthums.

Sie hatte eine einzige Tochter, Amöna mit Namen, auf deren Wangen die Lilien und Rosen vor der Zeit zu verblühen anfingen. Das Mädchen konnte für recht hübsch gelten; sie spielte die Guitarre, sang recht artig, zeichnete mittelmäßig, sprach geläufig französisch und italienisch, und war ausserdem sehr gutmüthig und dienstfertig. Wollmar schien gleich in den ersten Tagen Eindruck auf sie zu machen, und sie näherte sich ihm bald mit einem Zuvorkommen, welches auf Mangel an zarter Weiblichkeit schließen ließ. Wollmar sah anfänglich in diesem Benehmen arglose Unbefangenheit, aber einige Bekannte öffneten ihm bald die Augen; von ihnen erfuhr er, Fräulein Amöna habe schon vor einigen Jahren eine etwas zweideutige Bekanntschaft mit einem Manne von Ansehen und Einfluß gehabt, und sey in der That das Opfer von den Thorheiten ihrer Mutter geworden.

Das schnitt dem redlichen Wollmar tief ins Herz. Auch war sein erster Entschluß, das Haus zu verlassen, aber bei einigem Nachdenken ward er andern Sinnes. Das arme Geschöpf kann vielleicht wieder zum Glauben an Tugend erhoben werden, sagte er

zu sich selbst, und wer weiß, ob mich das Schicksal nicht auf ihren Weg geführt hat, um sie zu retten.

In diesem Vorsatz gab er ihr einige Bücher, deren Inhalt geeignet war, sie aufmerksam auf ihren Zustand zu machen. Unterdessen schrieb er auch an seinen Freund Treuenberg, und erzählte dem, was sich in * bis dahin mit ihm zugetragen, und wie der Stern seiner Hoffnungen sich immer weiter und weiter entferne.

Dies zeigte sich in der That nur allzuwahr, obgleich gerade um diese Zeit, dem bedrängten Wollmar einige heitere Aussichten sich zu öffnen schienen. Die eine verschwand jedoch schnell wieder, und von der zweiten wendete er sich unwillig ab. Man hatte ihm nämlich zu verstehen gegeben, das Fräulein Amöna habe noch immer einen mächtigen Beschützer, und wenn er die Hand der Dame nicht verschmähe, so dürfe er auf eine gute und bequeme Stelle rechnen.

Das erbitterte sein sonst so frommes, sanftes Herz. Im düstern Unmuth saß er auf seinem Zimmer, und kämpfte gegen den bösen Dämon, der ihn mit sich selbst entzweien wollte, da öffnete sich die

Thüre, und ein Unglücklicher trat herein, und bat um ein Almosen. Wollmar gab — mehr als er hätte geben sollen, denn es war so ziemlich seine letzte Baarschaft. Aber wunderbar fühlte er sich erheitert, als ihn der Bettler unter heißen Segenswünschen verließ, und er nun den leeren Beutel auf den Tisch warf. Es kam in sein Herz eine Zuversicht, die ihm unbegreiflich war. Um diese Stimmung in sich zu erhalten, nahm er Hut und Stock, und wollte hinaus in Gottes freie, schöne Natur, da pochte es abermahl an seine Thüre. Es war der Briefträger, der ein Packet mit Geld brachte. Wollmar wußte sich die Erscheinung nicht zu deuten. Er öffnete hastig das Packet, und fand, neben einer nicht ganz unbedeutenden Summe, das Schreiben eines Handelshauses in F. worin ihm gemeldet wurde, gedachtes Haus sey von einem Freunde beauftragt, ihm, einstweilen vierteljährig, diese Summe zugehen zu lassen.

Wollmar gerieth vor Erstaunen ausser sich. Wer konnte so edelmüthig an ihm handeln? Sein Freund Treuenberg, der einzige, der mit seiner Lage vertraut war, besaß kein Vermögen, und auch unter

seinen übrigen Freunden war keiner, der eine solche Großmuth üben konnte.

Er hatte bis dahin an seinem neuen Aufenthaltsort wohl manche Bekanntschaft gemacht, aber noch keinen Freund gefunden. Die jungen Männer seines Alters, mit denen er bisweilen zusammentraf, hatten zu wenig ächtes Korn und innere Gediegenheit. Keiner ahnete auch nur, daß es eine Höhe gebe, welche der Mensch, der nicht ein Spiel des Zufalls bleiben will, nothwendig erklimmen muß, um von dort das Leben zu überschauen und sich gegen die wilden Bewegungen desselben zu sichern. Ein einziger junger Mann, Ehrenthal mit Namen, verband mit einem heitern Sinn und reichen Kenntnissen die ruhige Entschiedenheit, welche Wollmar gar hochschätzte, weil er ihren Werth schon an sich erprobt hatte. Er war bei der Regierung angestellt, und lebte im Hause seines Vaters, eines alten, verdienten Finanzrathes.

Ehrenthal schien Wollmars nähere Bekanntschaft zu suchen, und täglich schlossen sich beide inniger an einander. Auf den Vorschlag seines Freundes verließ Wollmar seine bisherige Wohnung, und bezog

ein paar angenehme Zimmer im Hause des Finanzrathes, wo er sich bald heimisch fühlte. Der alte Ehrenthal hatte einen etwas pedantischen Zuschnitt, und seine schroffe, eckigte Art und Weise mußte jeden abstossen, der seine innere Tüchtigkeit und sein festes Halten an geprüften Grundsätzen und Erfahrungen nicht zu würdigen verstand. Wollmar lernte ihn bald achten, und der alte Mann behandelte ihn mit dem freundlichen Ernst eines Vaters. Seine Familie bestand, ausser seinem Sohne, noch aus einer Tochter von zwanzig Jahren. Cecilie, so hieß das Mädchen, konnte nicht gerade für schön gelten, und im ersten Augenblick konnte man sie für verschlossen und untheilnehmend halten; dies war jedoch die Folge einer unglücklichen Verbindung, die am Abend vor dem Hochzeittage wieder gelöst wurde. Der Bräutigam hatte ein anderes, braves Mädchen betrogen, und Cecilie erhielt die Nachricht davon gerade früh genug, um noch zurücktreten zu können. Ihre Heiterkeit war nun dahin, aber ihr wohlwollendes Herz offenbarte sich bei jeder Veranlassung, und die stille Trauer in ihrem etwas blassen Antlitz lieh ihr einen Reiz, der gefährlich werden konnte.

Wollmar verlebte in diesem Hause einige glückliche Monate, da aber seine Aussichten zu einer Anstellung sich immer weiter entfernten, und der Blick in die Zukunft ihn täglich mehr beunruhigen mußte, so bemächtigte sich seiner zuletzt eine Schwermuth, die er nicht länger meistern konnte. Der Finanzrath und seine Kinder machten ihm deshalb freundliche Vorwürfe.

Hat sich denn die unbekannte Hand von Ihnen abgezogen, fragte der Alte, und sah ihm scharf ins Gesicht. Erst gestern habe ich wieder einen Wechsel erhalten, antwortete Wollmar, aber das eben ängstigt mich mehr, als wenn meine Lage ganz hülflos wäre. Ich bin ein Bettler, der von Almosen lebt, und bin nicht einmahl gewiß, ob ich's mit Ehren annehmen darf.

Das ist eine wunderliche Grille, versetzte Cecilie, und ein leichtes Roth überflog ihre bleiche Wange. Wer nicht geben kann, gibt nicht, und wer so gibt, der gibt edel. Ich wollte darauf wetten, der Dank wird Ihnen nicht sauer werden.

Wollmar sah sie verwundert an. Die Zuversicht, mit welcher sie sprach, erregte in ihm den

Gedanken, sie möge wohl von dem Geheimnisse wissen.

Während dieses Gesprächs fuhr ein Wagen am Hause an. Der junge Ehrenthal trat ans Fenster. Wahrhaftig, rief er, das sind Hellbachs.

Cecilie sprang freudig vom Stuhl auf, und eilte mit ihrem Bruder die Treppe hinab zum Empfang der willkommenen Gäste. Der Name Hellbach hatte Wollmarn wie ein Blitzstrahl getroffen. Er konnte sich nur mit Mühe vom Sitz erheben, denn ein Zittern war in seinen Gliedern.

Sie werden hier ein paar wackere Menschen kennen lernen, sagte der Finanzrath, den Oberforstmeister Hellbach und seine Tochter.

Ich kenne sie, antwortete Wollmar, und suchte seine Bewegung zu verbergen.

In diesem Augenblick trat Clementine mit ihrem Vater und den Kindern des Finanzraths herein. Sie schien keineswegs überrascht, Wollmarn hier zu finden, grüßte ihn aber doch mit einiger Verlegenheit. Der Oberforstmeister drückte ihm herzlich die Hand. Er war auf dem Wege in das Bad zu * *, welches ohngefähr sechs Stunden von * entfernt lag, und

wollte bei dieser Gelegenheit, seinem alten Freunde Ehrenthal die unerwartete Freude eines Besuches machen.

Die Abendstunden flogen schnell dahin im traulichen Gespräche. Der junge Ehrenthal war sehr aufmerksam gegen Clementinen, und Wollmar empfand darüber eine Unruhe, die ihn erschreckte, als er einen klaren Blick in sich selbst that. Er konnte sich nicht verhehlen, daß der unvermuthete Anblick des liebenswürdigen Mädchens einen bis dahin nicht bemerkten Funken in seinem Herzen zur Flamme angefacht habe, und er zeigte immer mehr Verwirrung und Aengstlichkeit, bis die Gesellschaft, gegen Mitternacht, sich endlich trennte. Der Schlaf hatte die stürmische Bewegung in Wollmars Seele gestillt; er fühlte in sich die Kraft, seiner Neigung Meister zu werden, und Hoffnungen zu entsagen, die sich zuletzt in bittere Täuschung auflösen müßten. Darum war ihm auch die Nachricht willkommen, daß Hellbach und seine Tochter bereits vor Tagesanbruch abgereißt seyen. Es war so die Art des Oberforstmeisters, der auch dem besten Freunde keine Ungelegenheit verursachen wollte. Mit Mühe hatte es

Cecilie erhalten können, das Frühstück für die Abreisenden selbst besorgen zu dürfen.

Wie sehr aber auch Wollmar bei dieser Gelegenheit, Herr seiner selbst gewesen seyn mochte, so gab es doch wieder Augenblicke, wo Clementinens Bild mit allen verführerischen Reizen vor seine Seele trat, und ob er sich gleich Gewalt anthat, so bemerkten seine Freunde doch ein Abnehmen seiner Heiterkeit.

Um diese Zeit erhielt er einen sehr vortheilhaften Ruf als Erzieher eines jungen Grafen von D. im nördlichen Deutschland. Er theilte diese Nachricht sogleich den beiden Ehrenthal mit. Und sie nehmen den Ruf an? fragte der Alte.

Warum nicht, antwortete Wollmar. Fürs erste bleibt mir keine Wahl, und fürs zweite führt mich dieses Hofmeisterleben doch nach sechs bis acht Jahren zur Unabhängigkeit. Die Bedingungen sind ja äusserst vortheilhaft

Seine Freunde fanden im Grunde nichts einzuwenden, meinten aber doch, jeden wichtigen Schritt im Leben müsse man wohl erwägen, und Wollmar sollte sich doch wenigstens einige Tage Bedenkzeit nehmen. Das versprach er denn auch, und in seinem

Herzen mußte er sich gestehen, daß er nur höchst ungern aus dieser Gegend scheiden würde.

Cecilie hatte gegen seinen Entschluß noch mehr einzuwenden, als ihr Vater und Bruder. Sie können, sagte sie unter andern, zum zweitenmahle in ein Verhältniß kommen, welches Ihnen unerträglich wird.

Sie haben Recht, entgegnete Wollmar, aber mich treibt nun einmahl mein Geschick.

Ich weiß wohl, erwiederte Cecilie, daß es Menschen gibt, die sich ihr Loos selbst bereiten dürfen, und andere, denen es gegeben wird von unsichtbarer Hand. Doch ich denke, Sie stehen unter dem Schutze günstiger Sterne.

Während dieser Unterredung trat der Finanzrath ganz heiter ins Zimmer. Da erhalte ich eben einen Brief, sagte er, und unser Freund Wollmar bleibt nun vielleicht in unserer Nähe. Einer meiner alten, liebsten Freunde, der in einer gar anmuthigen Gegend, nicht weit vom Rheine lebt, sucht einen Aufseher über seine Güter. Der Mann ist tüchtig, ohne Falsch, und hat nur eine einzige Tochter. Wer weiß, was da noch werden kann.

Aber ich verstehe gar wenig von der Landwirthschaft, fiel Wollmar ein.

Der Finanzrath behauptete: Bei gutem Willen und einem gesunden Verstand lerne sich das bald.

Bei alle dem, entgegnete Wollmar kopfschüttelnd, bei alle dem ist und bleibt es doch ein ungewisses Verhältniß. Zwischen den besten Menschen entstehen Irrungen; der Eigenthümer des Gutes kann sterben, und die Stelle eines Verwalters —

Ist freilich nicht sehr glänzend, unterbrach ihn Cecilie. Sie vergessen aber, daß der Mann eine recht liebenswürdige Tochter hat.

Zum Speculanten bin ich verdorben, sagte Wollmar, den Ceciliens Rede etwas verletzt hatte.

Der Finanzrath, dem dies nicht entging, zog ein Papier aus der Tasche, und übergab es Wollmarn, mit den Worten:

Auf jeden Fall müssen Sie den Brief meines Freundes lesen, aber nicht hier, sondern auf Ihrem Zimmer, damit Sie die Sache mit sich selbst in Ueberlegung nehmen können.

Wollmar entfernte sich mit dem Briefe, in einer sehr unbehaglichen Stimmung. Mit widerstrebendem

Gefühl schlug er das Blatt aus einander, las, und traute seinen Augen nicht. Der Brief war vom Oberforstmeister Hellbach an den Finanzrath, und hatte ein ziemlich altes Datum. Der Inhalt war folgender.

Aus einem Schreiben Wollmars an Treuenberg hatte Clementine die traurige Lage des erstern erfahren, und mit ihrem Vater darüber gesprochen. Dieser wieß ihm die Gelder an, ohne jedoch seiner Tochter ein Wort davon zu sagen. Doch lenkte er das Gespräch manchmal, wie zufällig, auf Wollmar, um Clementinens Herzensmeinung zu erforschen. Sie errieth jedoch bald seine Absicht, und erklärte, mit der Offenheit und Geradheit, die ein Erbtheil ihrer schönen Natur waren, sie glaube an Wollmars Hand das stille Glück des Hauslebens finden zu können. Hellbach trug nun seinem Freund Ehrenthal auf, den jungen Mann zu beobachten, und wenn der innere Gehalt dem Gepräge gleichkomme, wolle er ihn mit Freuden zum Sohne annehmen. Ich bin reich an Geld und Gut, setzte er hinzu, aber darauf läßt sich nichts festes bauen, wohl aber auf die Treue und die tugendhafte Gesinnung des Menschen.

Wollmar las den Brief zwei und dreimahl, und sein Innerstes war in großer Bewegung. Thränen traten ihm in die Augen; er schaute zum Himmel auf, und gedachte der Segnung seiner sterbenden Mutter. Der Finanzrath und sein Sohn traten herein — Wollmar schloß sie in seine Arme, die Sprache fehlte seinem Gefühl.

Nach einigen Wochen kamen Hellbach und seine Tochter aus dem Bade zurück. Die Verlobung wurde im Hause des Finanzraths gefeiert, und Ehrenthal und seine Schwester begleiteten das glückliche Brautpaar nach Dornheim, wo Treuenberg, am Altare, ihre Hände in einander legte.

Schifflein.

Nach der Mel.: Es wollte ein Jägerlein jagen.

Es wollte ein Schifflein schwimmen,
Wohl schwimmen über den See,
Wollt schwimmen allein, o weh!
O weh!

Es löste vom schützenden Ufer,
Von Blumen und Epheu sich los;
Entwand sich dem bergenden Schoos!
Ja Schoos!

Wohl streckten die Zweiglein am Strauche,
Wie winkende Aermlein sich aus:
Ach, Schifflein komm wieder zu Haus!
Zu Haus!

Und gelb und roth Blümlein im Grase,
Die nickten im Stillen sich zu:
Warum hat denn Schifflein nicht Ruh?
Nicht Ruh!

Es drehte sich über die Fläche
Und hüpfte wie's muntere Reh,
Froh über die Wellchen im See!
Ja See!

Da rauscht es tief unten im Wasser
Und rufet dem Schifflein klein:
Fahr' Schifflein, fahre heim!
Ja heim!

Es tanzte auf schimmerndem Spiegel,
Es schaukelte hin sich und her,
Dacht' gar der Heimath nicht mehr.
Nicht mehr!

Und auf der Fläche schon rauscht es;
Da rief es ihm noch einmal:
Kehr heim in dein Blumenthal!
Ja Thal!

Und heim nun will es sich wenden
Zum grünenden Wiesenrand,
Zur kleinen Bucht am Strand.
Ja Strand!

Wo sind meine blumigten Ufer?
Will hin zu Epheu und Moos!
Will hin in den bergenden Schoos!
Ja Schoos!

Ach! unstät treibt sich's in Wogen;
Nun wird es dem Schifflein so leid,
Ach Heimath bist du noch weit?
Noch weit!

Sie glänzt dort in bläulicher Ferne,
Wird kaum vom Auge erreicht,
Erreichet sie Schifflein vielleicht?
Vielleicht!

Die Sehnsucht treibt es zur Heimkehr,
Zu seinem Blumenstrand,
Die Fluth ans fremde Land.
Ja Land!

Da schimmert es nah, wie ein Hafen
Von weißem Marmelstein;
Da will es sich retten hinein!
Hinein!

Die Sonne die thät sich neigen,
Schön Schifflein, schwach und klein
Verlor sich am Marmelstein!
Ja Stein!

Ein Bretlein sah man schwimmen,
Eins, zwei, drei Augenblick;
Wollt' in die Heimath zurück!
Zurück!

Zu spät nun schauet der Schiffer
Vom Blumenufer im See:
Wo ist mein Schifflein? o weh!
O weh!

R . . .

Ein Schwank

in niederschwäbischer Mundart.

I bin a lustigs Büable,
Han überal mein Freud;
Guck yedem ins Herzgrüable,
Wu's ebbes z'losa geut.

Em Obeds vor der Glocka
Sten i schon uf der Wacht;
I kan manchs Kin verlocka,
Daß Feuerobed macht.

In alle Häußla guck e,
In alle Gärtla nei';
Net vo'meim Plätzle ruck e,
Wanns net grad muaß so sey'.

Wann i euch dürft verzähla,
Was i vor Sächla säht,
Wias do ans Küßla stehla
Un do un sett so geht —

Oft tenn dort junge Bürschla
In grüna Stäudla sten
Un net gar weit wia d'Hirschle
'Paar g'schlankta Mädla gen.

Un sett am Bühneländle
Word a brav g'schwätzt und g'lacht;
Un 's Fritzle secht em Kädle
Nu hunnertmol Gotnacht.

Dort zwischa Büsch un Bäumle
Sizt Einer, mer meint Zwei
Un secht, vor wen nu's Raimle;
D' Welt isch em einerley!

An-Annerer kniet am Fenster
Un bett in guter Ruha:
„Bewahr es doch vor G'spenschter!"
Un guckt mi an darzua.

Un d' Flöta blost do Einer,
Dort daus im Forchenwald;
Er meint es hör en Keiner,
As Echo, wu verhallt.

So han i manchmol G'späßla,
Könnt wärle mehner hon,
Käm net der Mond in d'Gäßla
Und jaget d'Leut dervon.

Jo d' Leut tenn se verstecka
Vor dem seim große G'sicht;
Bei mir därf keins verschrecka,
I bin a kleiner Wicht.

Ezt könntet ers wohl rotha,
Was i bin for a Bua.
Ei, will's úch no net g'rotha?
Denk woll, i helf derzua.

Geltet d' Neuschier will se rega,
Net wohr, der wüßtets gern?
Ha nu! i sags meintwega:
I bin der Obedstern.

R . . .

J'losa geut — zu lauschen gibt.
Em Obeds — Am Abend.
Kin — Kind.
sett — dort.
tenn — thun.
secht — sagt.
Nu — noch.
An = Annerer — Ein Anderer.
mehner hon — noch mehr haben.

Auf dem Lande.

Wohl mir in diesen belaubten Hallen,
Wo Niemand französisch spricht.
Die lieben Nachtigallen
Politisiren nicht.

Hier streiten weder, noch schimpfen die Blätter,
Man fordert sie nie vor Gericht.
Der Baum steigt ohne Vetter;
Das kann der Kohlkopf nicht.

Den Löwenmäulern, den Rittersporen,
Den Veilchen entströmet Duft,
Ob auf dem Berg geboren,
Ob in der niedern Schluft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Storch ist mit keinem Passe zum Reisen,
Und Biene mit Zoll nicht beschwert;
Dompfaff von Waldameisen
Den Zehnten nie begehrt.

Eichhörnchen turnen und machen Faxen,
Ohn' Aufruhrs verdächtig zu seyn.
Bei alter Frösche Koaxen
Fällt mir kein Ultra ein.

Der Mühlbach treibt vom Morgen bis Abend
Rundum die Räder mit Macht;
Doch hab' ich, da mich labend,
An Umtrieb nie gedacht.

Mir brech' ich ein Blümchen zum Ordenssterne,
Ein Reislein zum Feldherrnstab:
Er hält mir Wespen ferne
Und wehrt Geschmeiß mir ab.

Auch werd' ich von Niemand zur Tafel gezogen;
Ich ziehe die Tafel zu mir;
Denn weder Demagogen
Gibt's, noch Servile hier.

Mich liebt mein König. Mit sondrer Güte
Legt selber der Herr ja mir vor.
Ich dank' ihm mit der Blüthe
Und froher Vögel Chor.

Fern bin ich, Gottlob! vom Erdgetümmel,
Das Thoren so wohl gefällt.
Ich bin — zwar nicht im Himmel,
Doch auch nicht — in der Welt.

Haug

Der Mond.

Wenig bekümmern mich all die Veränderungen des Mondes;
Deiner Eclips' allein harr' ich, o türkischer Mond!

Haug.

Sonderbare Vorschläge.

Die Höfe zu bekehren,
Ereiferst Du Dich sehr.
Befolgen sie die Lehren,
Sind's keine Höfe mehr.

Haug.

Votum.

Wie viele Mönche senden
Wir, Gottes Wort zu spenden
Der Heidenwelt, als Lehrer
Und christliche Bekehrer? —
„Ich meine sonder Galle:
„Wo möglich, sendet — Alle!!

Haug.

Fliegende Blätter.

Bemerkungen

von

F. L. Bührlen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorbemerkungen

zu

Bemerkungen.

Sie sind ein sehr nothwendiger Schutzbrief für den Bemerker gegen das Andringen mancher Leser; denn wenn Jener sich für den Geber hält, der von seinem Besten aus gutem Herzen mittheilt, diese für die Nehmer, so sehen sich dafür Letztere, als Käufer des Buchs, gern als die — schöne Künste und Wissenschaften fördernden — Mezönaten an, und rechnen auf classische Leistungen von Seiten ihrer Günstlinge.

Die Bemerkung ist ein Text, zu welchem der Leser selbst die Predigt machen muß. Er mag sich aber jenes jovialen Kirchenpatrons erinnern, der

einem Candidaten der Theologie einen leeren, verschlossenen Zettel, angeblich den Text enthaltend, mit auf die Kanzel gab. Der Candidat öffnete das Papier, faßte sich, und predigte hinreissend über die Bibelstelle, daß Gott aus Nichts die Welt erschaffen.

—

Warum verlangt der Leser von einer Seite mit Bemerkungen mehr Lehr- oder Lachstoff, als von einer mit fortlaufender Prosa oder Poesie? Kommt ja sogar mehr leerer Raum auf jene. Ist ein Mehrerlei, ein bunter Wechsel nicht alles was er billigerweise fordern kann?

—

Oder gleichnißweise zu sprechen: Warum will der Leser, der sich in der gewöhnlichen erzählenden oder abhandelnden Prosa-Flüssigkeit, oder in dem Wellengeschaukel der Poesie behaglich fühlt, bei Bemerkungen ein tonisches Stahl- oder Ameisenbad, oder gar ein corrosives Tropfbad von rauchender Salzsäure?

—

Jean Paul hat, wenn ich mich recht erinnere, die Bemerkung gemacht, daß ihm die schwersten, gedrängtesten philosophischen Werke viel zu weitschweifig seyen, und daß er sie auf ihre Hauptmomente und wenige Seiten verdichtet wünschte. Es ließe sich sehr leicht ein langes Buch über die Länge der Bücher schreiben. Nun so ist denn ein Aphorismus das kleinste und bequemste Buch für den Leser.

Wie das Leben aus seinen schönern Momenten besteht, welche allein zählen, so zählen auch im psychologischen und anthropologischen Wissen blos treffende Gedanken, ja das Ganze der Ideenwelt wurzelt auf genialen Ansichten. Die Schule spinnt diese Blicke, Beobachtungen und geistigen Eingebungen zu Systemen aus, aber nicht selten auf Kosten ihres ursprünglichen Lebens, ihrer frischen Naturkräftigkeit. Warum ist es uns so schwer, durch einen Band Seelenlehre hindurch zu kommen? Weil sie im freien Naturwalde überall ihre systematischen Netze herumspannt. Warum bewegt man sich leicht durch

Kants Anthropologie? Weil sie unter der anscheinend systematischen Durchführung nur eine Reihe geistreicher Bemerkungen gibt? Dieses Allgemeine sey jedoch ohne Anwendung auf den Werth der folgenden Sätze gesagt, und gelte nur der Form, unter welcher dem Menschen sein Bestes kommt.

—

Und nun mögen die entschuldigten Bemerkungen selbst reden, und der geneigte Leser, der nicht viel dahinter findet, glaube wenigstens, daß der Verfasser sich das Beste dabei gedacht habe.

Bemerkungen.

Das Kind zeichnet sich gern aus, es mag vor Seinesgleichen etwas voraus haben, seine kleine Welt trägt ein eigenthümliches Gepräge. Der Jüngling will sich verbinden und uniformiren. Er möchte gern eine höhere Bedeutung gewinnen und strebt also, das Glied eines größern Ganzen zu werden. Er weiß, daß ein Verein als Masse Respekt erweckt, daß ein Bündniß imponirt. Der Schwache fühlt sich stark. Der Stärkere bringt seine Derbheiten ungerügt an den Mann.

Der Mann trägt die Uniform blos leidend. Jede Vielheit ist für den Selbstkräftigen ein Nothstand, und erscheint als Aufzug, der den Ernst des Einzelnen verschlingt, leicht lächerlich. Der Bedeutsame sieht sich unter solche gesetzt, die das Körperschaftskleid zu Männern machen mußte, und leidet von dem Schein, daß er es nicht weiter gebracht, als jene.

Der Mensch gleicht in seinem Tadeln und Bessern an Andern, bevor er sich selbst zuvor möglichst rein hingestellt — dem Haarkräusler, der die ganze Stadt mit zottigem Kopfe besucht, um sie zu frisiren, oder dem Schneider, der vor lauter Zuschneiden und Nähen neuester Kleider für die Kundschaft das ganze Jahr nicht daran kommt, sich selbst einen guten Rock zu machen.

Der Jüngling ist liebebedürftig. Auch auf einem Dorfe liebt er eben die Schönste und wäre er ein Prinz. Nur eine reiche Wahl kann eine ungeschickte und tadelnswürdige aufhalten, oder jede Wahl beseitigen.

Die Liebe entsteht höchst selten so plötzlich, wie die Romane geschehen lassen, es sey denn von einer schönen Prinzessin oder einer berühmten jungen Künstlerin die Rede, mit welcher sich die Phantasie schon zuvor beschäftigt hat. Der Autorinnen gedenke ich aus beweglichen Gründen hiebei nicht.

Beim ersten Begegnen hat jeder Mensch etwas Anfremdendes, das sich erst bei näherm Umgange verliert.

Eine neue Bekanntschaft erweckt Interesse, wir gehen der Kenntniß einer neuen Menschen-Individualität entgegen, die für uns belehrend oder ergötzlich, dem Reichthum einer äussern oder innern Welt, der uns nützlich, hülfreich seyn kann. Es ist das anziehendste Spiel, das belohnendste Streben, täglich in dieser Kenntniß fortzuschreiten, neue Aufschlüsse zu erhalten, im Wohlwollen, der Achtung des Andern zu steigen.

Aber die rechte Liebe kann wohl dann erst entstehen, wenn wir nach wiederholtem Begegnen durch das Befremdende hindurch beim Andern auf das gekommen sind, was unserm Herzen gemäß ist, und wovon dieses dann nicht mehr loslassen will. Wir lesen auch erst alsdann dieses uns Harmonische in den Zügen des angezogenen Wesens; daher bei wachsender Neigung für unser Auge seine Lieblichkeit, seine Schönheit wächst. Es ist, wie wenn unser Blick sich täglich mehr verengte, endlich sich nur noch auf das Auge richtete, und in diesem die liebenswürdige

Seele läse. Daher das bekannte Sprichwort: „Die Liebe ist blind."

—

Der Mensch, der größte Lügner gegen sich selbst, ist doch auch wieder sein eigener warnender Prophet. Auch der Verstockteste hat seinen innern Wahrheitprediger, und jeder Galgenvogel ist zugleich sein Galgenpater. Beides aber zu verschiedenen Zeiten; nicht in derselben Minute, aber vielleicht in zweien; das Eine beim Gelüsten, das Andere, wenn die Lust gebüßt ist, wenn die Nemesis warnt.

—

Wer keinen gesellschaftlichen Spaß versteht, wen leicht eine fremde Individualität zurückstoßt, der hat viel Einbildung, aber wenig Einbildungskraft und poetischen Sinn. Bei jeder lebendigen Gesellschaft sollte so viel Takt vorausgesetzt werden, daß sie auch die sonderbarste und eckigtste Persönlichkeit eines Mitgliedes poetisch zu bearbeiten verstehe, ohne daß ein solches gerade, wie der Eitle und Boshafte wünscht, zur Zielscheibe der Satyren und Pos-

sen, zur italienischen Maske eines Pantalon oder Pierrot gemacht werden soll. Ein Anderes ist, ob die Eigenheit des Andern meinem häuslichen und Berufsleben zu nahe tritt, und lästig wird, oder ob sie ein Bestandtheil der Gesellschaft ist. Dort ist Ernst, hier Spiel. Darüber ist man einverstanden, daß jeder gesellige Zirkel sich in gewissem Grade zu einem dramatischen machen muß, wenn Heiterkeit bleibend in ihm blühen soll.

Eines Dichters Persönlichkeit und Leben muß man entweder ganz kennen oder gar nicht, also nicht blos seinen ökonomisch-bürgerlichen Lumpensammlungdistrikt, sondern auch die Blüthenhaine und Blumenauen, wo er seinen poetischen Honig sammelt. Seine Werke sprechen immer etwas Allgemeineres und Höheres aus, als sein Anblick und sein Wesen im gewöhnlichen Umgang.

„Handelschaft leidet keine Freundschaft!" sagt das Sprichwort. Man könnte hinzusetzen: „auch

keine Liebe." Auch die schönste Verkäuferin wird schwerlich je meine Seelenverkäuferin.

—

Wer beim geselligen Umgang auf die Gesichter achtet, der merkt, daß sie fast immer lächeln oder lachen, und doch ist den Meisten mehr weh als wohl. Es wäre der Mühe werth zu beobachten, bei welchen Völkern dieß mehr oder weniger Statt findet, ob z. B. die Chinesen oder die Wilden auch immer lächeln. Im Allgemeinen ist es ein Sich stellen, eine wenn auch unschädliche Verstellung. Wir lächeln, um nicht lächerlich zu werden; wir kommen dem Auslachen durch eigenes Lachen zuvor, aus instinktmäßigem Takt, daß jeder Ernst ohne genugsame Würde im Hintergrund, jede Anmaßung einer freien Willkühr, die dem Andern doch als Nöthigung erscheint, leicht lächerlich wird.

Das Lächeln führt ein höfliches Entgegenkommen, klein thun, den Andern erleichtern mit sich. Jeder läßt sich angelegen seyn, ein wenig den Histrio zu machen, der heiter, witzig mit sich und den Gegenständen spielt.

—

Natur- und Weltgeschichte sind ein Buch, an welchem uns Anfang und Ende fehlen. Die einzelnen Erscheinungen sind überdieß Blätter des Buchs, an denen der vordere und hintere Rand unleserlich ist. Kein Wunder, daß die scharfsinnigsten Geister über die Bedeutung des ganzen Werkes räthseln, und das Einzelne verschieden ergänzen. Nur wenigen Hochgestellten gelingt's, das Buch stellenweise so zu lesen, als fehlte nichts.

—

Es ist naturgemäß, daß die Schöne mehr an dasjenige denkt, was ihr zur Vollkommenheit abgeht, die Unschöne an die schönen Einzelnheiten, die ihr noch geblieben.

—

Wir wollen immer, daß ein Ausserordentliches, Ungemeines, Uebernatürliches, Wunderbares sey. Phantasie arbeitet dem Aberglauben in die Hände. So wie man uns aber ein Wunderbares gibt, so suchen wir es natürlich zu erklären, und ins Ordentliche, Gemeine, Natürliche herabzuziehen.

—

Wenn ein Herkules mit Mäusen kämpft, so wird er müder, als im Kampf mit dem Riesen Geryon. Wenn ein Weiser mit Thoren streitet, so erscheint und wird er thöricht.

—

Seiner Frau ist der größte Mann nur ein Mann. Aber auch eine Königin will einem Manne, den sie achtet, als Weib erscheinen.

—

Wenn du vom Andern erfahren willst, was du alles nicht bist und leistest, so darfst du dir nur Etwas gegen ihn herausnehmen.

—

Daß doch die Welt nie Etwas auf dich bringe! Denn, bist du ihr einmal wegen einer Einseitigkeit bekannt, berüchtigt, so hängt sie dir alles Mögliche an. Was dir ähnlich sieht, das hast du gethan, und durch Anwachsen aller Lächerlichkeiten wirst du zur lebendigen Carrikatur.

—

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Großer Herren Bediente sind meistens grob, nicht weil sie einem großen Herrn dienen, sondern weil sie selbst vor ihrem großen Herrn durch Nähe den Respekt verlieren. Wer soll ihnen imponiren? Je härter sie gehalten sind, desto mehr ahmen sie seinen Ton nach. Sie kopiren die Aeusserlichkeiten der Herrschaft, wie sie deren abgelegte Kleidungsstücke anlegen.

—

Selbst der Faule, der Schlechte leistet Gutes, wenn ihm Veranlassung gegeben, und der Lohn in der Nähe gezeigt wird; er befördert die Ordnung der Welt, wenn er von ihr recht in die Mitte genommen wird.

Am Guten ist es, diese aus freien Stücken mit dem Seinigen zu besorgen, und das Rechte und Heilsame durch innere Nöthigung zu thun.

—

A. Ei so machen Sie doch keine Umstände!

B. Mein Herr! wenn ich Umstände machen könnte, so wollte ich Gott und den Menschen mit keiner Bitte mehr beschwerlich fallen.

—

Wir klassifiziren gern, um es uns bequem zu machen. So glauben wir mit vier Temperamenten auszureichen. Wir fassen den Andern, stellen ihn ein, und was er einmal ist, das bleibt er. Man kann jedoch nicht mehr zugeben, als daß bei jedem eine Seite vorherrschend sey. Gleichwohl vereinigt Jeder alle vier Temperamente; in Gesellschaft ist er sanguinisch, gegen die Angehörigen und Untergeordneten cholerisch, gegen Obere und alle, die ihn belästigen wollen, phlegmatisch, gegen sich und sein Gewissen, seine Bestrebungen gekehrt, melancholisch. Sehr begreiflich! Im ersten Falle ist er spielend und von manichfachen, meist heitern Interessen angeregt; im zweiten erblickt er die Wiederkehr der Unarten, den unvertilgbaren Hang, die Weigerung, er sieht ein Ganzes, das seiner Anordnung nie ganz entspricht; im dritten ist er arbeitend ohne Phantasie, niemals fertig, dienend ohne Dank; im vierten fühlt er, wie er seinem bessern Geiste nicht genug thut, wie seine Kraft seinen Wünschen nicht entspricht, wie sein Leben dem reinen Bilde, das er in sich hegt, nicht gleichen will.

Das Nämliche gilt aber auch bei des Menschen intellektuellen und sittlichen Eigenschaften. In dem-

jenigen, was er durchsetzen will, hat er Charakter, das heißt: Kraft und Beharrlichkeit, das Günstige zu benutzen, das Störende abzuhalten. In seinen unbequemen Pflichten ist er locker und lügenhaft; in seinen bösen Neigungen ist er schwach, charakterlos; in seinem beschränkten Wissen und Können ist er eigensinnig, störrig, streitsüchtig; in seinen Fertigkeiten eitel, gefallsüchtig; wo seine Existenz gefährdet ist, kriechend, schlau, listig, fein; in seinem liebsten Thun einsichtig, gewandt, verständig; wo er sich reich und hinreichend ausgestattet fühlt, freigebig, mittheilend, großmüthig.

So findet man ihn, nach den Umständen, oft als das Gegentheil von den hervortretenden Eigenschaften, von den Grundzügen seiner Verstandes- und Willenskraft.

Lesen ist wenigstens, aber auch höchstens, ein Behelf zur Erweckung des eigenen Denkens.

Hexen, Gespenster und alles Abenteurliche sind eine gestaltenvolle Ausfüllung der Einsamkeit in Hütten und Schlössern. Manches glaubt man da, was

sich an bevölkerten Wohnplätzen ohne Lächerlichkeit gar nicht erzählen läßt. In der Leere der Einsamkeit haben die größten Phantasiegestalten Raum. Gesellschaft, Gewühl verscheucht sie. Wie Kanonaden die Gewitter, so treibt ein Heer Soldaten die ganze Hexen- und Gespensterzunft, aber auch manche schöne Phantasie, aus dem Lande.

—

Der Aberglaube gleicht einem Lande voller Wildnisse und Sümpfe, voller Dünste und Nebel, mit Unthieren und Irrwischen bevölkert, das auf den Anbau durch Geschichte und Naturkunde wartet.

—

Die Forderungen wachsen mit der Vollkommenheit der Leistung, denn wo wir einmal Vorsorge antreffen, da, glauben wir, soll und werde sie ins Unendliche gehen. So gleichen wir dem Reisenden, der am Montblanc die Blairshütte erreichte, sich aber beklagte, daß es nicht ein Gasthof mit Federbetten und einer guten Wirthstafel sey.

—

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der vernünftigste Mann muß als Narr erscheinen, wenn man seine Eigenheiten in ein grelles Licht stellt, und als Verbrecher, wenn man sein geheimes Thun der Welt verräth.

—

Das Seltne ist in seinem Erscheinen an sich erfreulich oder unerfreulich; der Aberglaube bringt es aber noch überdieß in Verbindung mit der Schicksalswelt, und will, daß es ein Glücks- oder Unglücksbote sey. Der Comet bedeutet keinen Unstern, er ist selbst in gewissem Sinne einer, d. h. ein unförmlicher, unregelmäßiger, abenteurlicher Stern, (etwa wie Unding, Unthier, Unkraut, Unthat, Unsumme ꝛc.). Das Finden eines vier-, fünf-, sechsblättrigen Klees bedeutet kein Glück, es ist, wenn man darauf ausgeht, selbst ein kleines Glück.

—

Für Jeden hat seine Vaterstadt nach Verhältniß die meisten hübschen Mädchen; bei längerem Aufenthalt an einem fremden Orte, wo nur überhaupt gesundes Blut ist, wettstreitet dieser mit der Heimath; ja bei der Rückkehr in Letztere scheint diese zurückzu-

stehen, und es ist, als wären die Schönheiten ausgestorben.

Es liegt eine Täuschung zum Grund, die sich aus der Beobachtung erklären läßt, daß große Schönheiten überall und zu allen Zeiten höchst selten sind, daß manche Anfangs Blendende bei näherer Betrachtung aus der ersten Reihe treten muß, weil sie vielleicht eine regelmäßige aber kalte Form ist, die in die Ferne wirkt, deren mangelhafte Einzelnheiten aber in der Nähe nur um so störender auffallen, daß dagegen die viel größere Zahl der blos hübschen, wohlgebauten, angenehmen Gestalten vortritt, die Anfangs weniger beachtet wurden, deren Abweichung vom Ideale aber aus Gewohnheit übersehen wird.

Es frage sich Jeder, ob nicht jede hübsche Gestalt ihm erst nach wiederholtem Begegnen als solche erschienen ist, und ob nicht Schönheit im Auge wächst, besonders wenn noch Theilnahme mitspricht, die die Verhältnisse der Schönen kennt, und durch das reizende Aeussere hinein auf ein lebendes, fühlendes Wesen mit eigenem Schicksal blickt.

—

Keine großartige Idee vermag sich, unter die Menschen eingeführt, in die Länge rein zu erhalten, sie baut sich ihren Körper aus Verhältnissen, die mancherlei Zwang und Naturwidriges mit sich führen.

Wenn sich die Menschen, ein Geschlecht, das sich im Ganzen ziemlich gleich ist, pyramidalisch stellen, so müssen die Untern tragen, sich bücken, schmiegen, und die Gestalt der Pyramide wird selbst Verstümmlung der ihrigen herbeiführen. Diese anscheinende Grausamkeit ist nur aus einer höhern erklärbar.

Wenn wir das imposante Bild eines solchen Thrones wie der Osmanische, aus wunderlichen Verschränkungen des Menschenthums zusammengesetzt und aufgebaut finden, so werden wir an jene Gemälde erinnert, wo durch Auf- und Ineinanderstellung und Verflechtung vieler menschlichen Figuren in einiger Entfernung ein Portrait, z. B. Napoleons dargestellt ist.

Sind wir aber einmal auf einen allgemeinern Ausdruck, einen Begriff, oder eine geschichtliche Idee gekommen, so begegnen uns überall Aehnlichkeiten. Vor allem ist aber der Mißbrauch reich an Analogieen. Sind jene Verrenkungen des Menschli-

chen nicht selbst beim Heiligsten und Höchsten, bei der Religion, insofern sie eine äussere Anstalt, Cultus, ist, insofern sie historisches Leben, nationellen Bestand hat, und eine eigene Kaste sich der Besorgung desselben widmet? Und finden wir nicht verjüngte Nachbilder beschränkter, gezwängter, zerbrochener Menschheit auch in den kleineren Sphären des Lebens?

Ist es doch, möchte man sagen, als wenn die Zeit mehr ein Zusammenhängendes, Großartiges, Imposantes, als ein Vernünftiges, allen Theilen gleich Heilsames wollte, und daß sie jenes immer so weit steigere, bis es gesundem Verstande, reinem Gefühle, ja am Ende ihr — der Zeit — selbst widerstrebt.

—

Bei unsern Groß- und Urgroßvätern war viel weniger allgemeine Geschichte und Länderkunde verbreitet, als bei uns. Sie hatten abenteurliche Begriffe von fremden Welttheilen und Völkern. Selbst von Nachbarstaaten kam blos das zu ihnen, was etwa in ein Museum des Seltsamen und Wunderbaren taugte. Die damaligen Reisenden, Gesandten und

Pilger, machten überall große Augen, und ihr Erstaunen spricht sich in den von ihnen ans Licht gestellten Reisefahrten aus. Sie sahen wie Kinder, die Auffallendes ohne Zusammenhang anschauen; sie erblickten eine Reihe von Wunderseltsamkeiten, während unsere neuern Reisenden auf den Zusammenhang des Ganzen dringen, und uns am Ende auf das Resultat führen, daß im Wesentlichen Alles ist, wie bei uns.

Dafür hatten die damaligen Berichte mehr Leben, und gaben den Leselustigen, deren weniger waren, als jetzt, weil die liebe Schuljugend bei den Schulbüchern, das Frauenzimmer bei Andacht-, Strick-, Stick- und Kochbüchern sitzen blieb, plastischere Bilder von dem Haushalt fremder Nationen. An einem moskowitischen Reisebuch, an Münsters Cosmographie, an einem Olearius, einer Gottfriedischen Chronik hatte ein Junge zu tragen, und eine Familie, durch solch einen Schatz sich reich dünkend, als wäre es die Alexandrinische Bibliothek, hatte mehrere Geschlechter hindurch ihre Lese- und Bilderfreude daran.

Die Nationen glichen höchst eigenthümlichen, sonderbaren, oft carrikaturhaften Individuen; ihre

Wohnplätze, ihre Städte und Gärten, Gebirge, Wälder, Quellen waren voller Wunder. Das Alles schien so entlegen, der Besuch war so gefahrvoll, die Gelegenheit so selten, daß unter Millionen kaum Einer in die abenteurlichen Lande kam, und eben so sparsam Nachrichten von da zu uns drangen.

Nun reiset alle Welt in aller Welt herum; die Wunder sind enthüllt, das Merkwürdige steht in allen Schulbüchern, und ist nicht einmal mehr recht merkwürdig, denn man hat Aehnliches zu Hause, das man ebenfalls kaum mehr achtet.

Zeitungsleserei hat ihr Gutes und Schlimmes, wie so manches, was dem Zeitbedürfniß, den Neigungen und Begriffen der Menge wohldienend entgegen kommt. Sie nährt oberflächliches Wissen, sie verseichtet und verflößt den Strom der Geschichte und Völkerkunde. Täglich tauchen sich ein Duzend solcher Blätter in die tiefe Quelle unsers Gefühls, unserer Theilnahme, und lassen den köstlichen Geist auf ihrer dünnen Fläche verdunsten.

Durch sie fällt in bewegten, an Thaten und Gräueln reichen Zeiten das Große der alten Geschichte und das Interessante der nähern heimischen Geschicke im Preise. Neue Odysseusse, Alexander, Leonidasse, wettstreiten mit den alten; in die hehren Hallen der classischen Literatur bricht Helle des Tages ein, aber leider auch Frivolität, Partheigeist und Kleinsinn. Hat nicht ein Cathedermann unsrer Tage, um Gelbschnäbeln die alten Heroen faßlich zu machen, diese Völkerfürsten mit unsern Bauernschulzen verglichen?

Aber auch für unser näheres eigenes Schicksal werden wir erkältet durch täglich gelesene größere Ereignisse, welche alles überbieten, was uns je in Freud und Leid begegnen kann. Was sind heimische Ein=, Bein=, Ehe= und andere Brüche gegen einen Gelbenfieberausbruch in Barcellona, gegen die Schändlichkeiten eines Wortbruchs in Tripolizza? Geringere Metzeleien des Würgengels lesen wir mit nicht größerm Antheil, als etwa wie in der Naturgeschichte das Umfliegen des Neuntödters, der Käfer lebendig an Dornen spießt, um sie gelegentlich zu speisen.

Selbst die Zeitungsnachrichten von häuslichen Unfällen, als da sind, Todesanzeigen ꝛc., sind kühle Umschläge für unser zu warm pochendes Herz, denn während wir nur desto mehr Spaß haben, je ungeberdiger sich die Leidtragenden mit ihren Thränentüchlein stellen, können wir uns schon prophezeihen, wie mitleidend die Welt bei unserm frühern oder spätern Schmerz seyn werde, und der kindliche Glaube macht allmählich der kalten männlichen Ueberzeugung Platz, daß Keiner viel nach dem Andern frage, wie unser Dichter sagt:

„Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und überläßt dich deiner Pein."

Wir wollen zwar gern anerkennen, daß es gut ist, wenn jedes Erwachsene beider Geschlechter sich täglich einige Augenblicke mit den Weltschicksalen, den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, um seinen Blick zuerst gegen das Allgemeine hinaus zu erweitern, ehe er wieder mikroscopisch sich auf den Kleinkram des Tagewerks heften muß. Aber viel mehr als ein kurzes Athemholen der Einbildungskraft ist es für die Meisten doch nicht, denn von historisch-politischem Gewinn kann nur da die Rede seyn, wo das

Falsche, Entstellte, Halbwahre, und Wahre der Flugblätter an eine richtige Grundanschauung des Völkerlebens und der einzelnen Nationen gehalten wird. Bei den meisten Lesern ist diese Grundanschauung neblicht, stumpf, verworren, ja verkehrt, und, jenes Gemisch von Irrthum und Wahrheit, Thorheit und Verstand an dieses verzeichnete Hauptbild anlehnend, lesen sie sich somit nur in immer tiefern Wahn hinein, wobei dann von Glück zu sagen ist, wenn sie dieses Alles nur als eine Art Poesie, als Blätter aus einem historischen Roman genießen, und dem Wahn keine praktische Folge geben.

Was geht in diesem Gehirn, in diesem Busen vor? Menschenkunde geht auf Einzelnes, aber sich im Ganzen in die Seele des Andern hineinsetzen, das vermag Keiner. Jede Nation hat ihr eigenes Leben, ihren eigenen Gedanken- und Gefühlkreis. Keine gleicht der andern, ja kein Mensch dem andern, und doch heißen es alle: Leben, Menschenleben. Laßt uns an den Abstand zwischen einem Deutschen und einem Türken denken. Der Deutsche lobt

sich die gemäßigte Zone seines Himmels, nach sieben Monaten Winter schmecken ihm die fünf übrigen Blüten- und Fruchtmonate nur um so besser; er verschmerzt es leicht, daß vielleicht noch zwei von diesen einer alles verschlämmenden Regenzeit anheim fallen. Sein Regiment ist liberal, sein gesellschaftlicher Zustand freundlich, sein häuslicher reinlich. Kein Wunder, wenn sich dann z. B. ein Gelehrter oder Canzleimann etwa folgendermaßen selbst anredet:

„Wer in aller Welt hat es denn im Grunde besser als ich? Wenn ich dem Amte treu gelebt, wenn ich mein Neuestes, Bestes im Hörsaale der horchenden Jugend, der hoffnungsvollen Blüte des Vaterlandes ans Herz gelegt (wenn ich in der Sitzung — nachdem ich zu Hause über Aktenberge im Aktenstaub gewandelt und zum erwünschten Ziele gekommen bin — mein Schärflein zum Landeswohl beigetragen), so kehre ich in den Kreis meiner Familie zurück. Ich athme dann mit ihr ausser den Mauern frische Luft und sauge neue Kraft und Lust ein zu meinen lieben Büchern (und Akten). Abends besuche ich den Clubb, ich mache ein Spiel, oder ich gehe ins Theater, ins Concert. Lauter unschädliche Er-

götzlichkeiten, ja es fällt Manches für die Weiterbildung des Geistes ab. Zuweilen ein Ausflug unterbricht wohlthätig das Alltägliche. Besuche aus der Nähe und Ferne geben Veranlassung, die Cabinette, Galerieen und andere Anstalten zu besuchen. Ich könnte es hundert Jahre so treiben, und die Zeit sollte mir nicht lange werden."

Und nun ein Türke, der jenem an Rang im Staate und sonstiger bürgerlicher Geltung ohngefähr gleichsteht. Sein Leben hat ganz andere Bestandtheile. Sein Amt legt sich nicht mit Vor- und Nacharbeit so in seine Tage hinein, daß er die Zerstreuung nur im Flug schießen müßte. Nein, das goldne Nichtsthun will ihn täglich ganz haben. In seinem Landhause am Bosporus liegt er in der Nachmittagsschwüle in der Heimlichkeit seines Chiosk, und läßt sich bei einer Pfeife Tabak und köstlichem Mokka durch das Plätschern der Springwasser nur so viel Gedanken zuführen, daß er keine Langeweile fühlt. Das mahnende Wort: Bildung beunruhigt ihn nicht. Gegen Abend tritt er auf die Terrasse. Zwei Welttheile grüßen sich über die im scheidenden Sonnenglanze mit Millionen Lichtern spielende Meerenge

mit der prächtigsten Landschaft, die irgend unter einem reinen Himmel lächelt.

Die milde Nacht findet ihn in seinen Gemächern voll Ambraduft, lose Sklavinnen umgaukeln ihn mit Tanz und Spiel, und jede beeifert sich, durch Heiterkeit und gesteigerten Reiz die Gunst des Gebieters zu erhaschen. Er ist, umgeben von Lockungen, mäßig im Genusse, wie jeder Reiche, dem Zeit und Gelegenheit zu Gebote stehen. Keine Sorge vermag sein stolzes Gesicht zu furchen, selbst diejenige nicht, daß heute noch der Großherr ihm die seidne Schnur schicken, morgen die Pest ihn erreichen kann, denn ein unausweichliches Verhängniß erzieht einen sorgosen Sinn. So freut sich ein Krieger am Vorabend der Todesloose austheilenden Schlacht am lautesten des Lebens.

Ein willenloser Diener seines Herrschers ist er ebenso wieder unumschränkter Herr seiner Sklaven. Was nicht seines Stammes, seines Glaubens ist, das ist ihm Barbar; er heißt uns Hunde, und wir geben es ihm nicht zurück, wenn wir hie und da ein treues, geliebtes Thier: Türk, Sultan, Soliman, Mustapha nennen.

Wo Clima und Land und Stamm, wo Staatsverfassung und Religion, bürgerliches und häusliches Leben, wo Ehre und Beruf, Ernst und Spiel, wo überhaupt Herkunft und Bestehendes aus so ganz von den unsrigen verschiedenen Elementen bestehen, wo Alles in andere Hintergründe des Gemüths hineinhallt, da bemühen wir uns vergebens, zu vergleichen, uns hinein zu ahnen, zu begreifen.

Wir Männer haben bei unserm Anzuge gleiche Unterlassungssünden zu meiden mit unsern Frauen, nämlich Unreinlichkeit, Altfränkisches und Nachlässigkeit, aber über Begehungssünden besteht für jedes Geschlecht ein eigener Strafcodex, und unser Censurgesetz ist viel strenger und enger als das ihre.

Der Mann kann leicht zu gesucht angezogen seyn in Farbe, Schnitt und Häufung und Details. Statt aller Gesetze über das Materielle stehe das Formelle hier, daß aller Eindruck seiner Kleidung darin aufgehen soll, ihn unanstößig, und so weit, als die Natur ihn begünstigte, wohlgefällig darzustellen. Ein Verständiger wird sich hüten, nach aller-

neuester Mode zu greifen, weil sie stets befremdet, häufig entstellt; weislich läßt er die Augen des Publikums sich zuvor an Zierbengeln abstumpfen. Auch einen öftern Wechsel muß er unterlassen, weil ein solcher auf unmännliche Kleiderliebe deutet. Ganze Farben verrathen zu sehr eine absichtliche Wahl, und fordern bald ihre Gegensätze, weshalb der Mann bei Mitteltinten und Melangen bleibt.

Den Mädchen und Frauen sind ganze Farben erlaubt, ja sie tragen pikante Contraste schon am nämlichen Anzuge zur Schau. Eine bunte Männergesellschaft wäre lächerlich, wenn sie es nicht etwa als großartige Versammlung verschieden uniformirter Stände ist; wenn die tägliche einem indifferenten Aehrenfelde gleichen mag, so darf ein Mädchenchor — und auch die Frauen lassen nicht zu viel von frühern Befugnissen fallen — schon an eine Blumenaue erinnern. Während aber ein Farbenreiz ergötzt, ermüdet er auch, wie denn jede Lust ein süßer Tod ist; und so muß die Schöne nothwendig nach und nach den ganzen Farbenkreis durchlaufen. Sie ist einem Diamant von reinem Wasser vergleichbar, der in allen Regenbogenfarben spielt.

Aber auch in ihrem Kleiderschnitt ist ein Unduliren zwischen Verhüllung und Enthüllung nicht nur erlaubt, sondern gefordert, denn wir wünschen, daß sie das holde Thema ihres Leibes uns möglichst oft variire. Jetzt mag sie, an Anadyomene, die aus Meerschaum Erzeugte erinnernd, in Florschaum verhüllt, von Till-Duft, Gas-Wolken, Schleier-Nebeln umgeben auftreten; dann sey sie eine ernst- und charaktervoll bekleidete Muse, endlich eine flüchtige, leichtgeschürzte Diana.

Was hälfe es, wenn wir hier mit so manchem Abraham a Sancta Clara unserer Tage gegen die täglich mehr um sich greifende Naktheit der Schönen eifern, und ihnen den psychologischen Gemeinplatz vorhalten wollten, daß Halbverhülltes nur desto mehr reize; würde sie uns nicht mit der Beobachtung in der Plastik schlagen, daß schöne Menschenform, enthüllt, statt Begierden, heilige Gefühle errege, — und vorkehren, daß sie dieser reinmenschlichen Darstellung durch tägliche Annäherung zustreben.

Und die so oft mit der Schlange verglichenen Evens-Töchter, haben sie wohl mehr mit ihr gemein, als den glänzenden Balg und das Bedürfniß

der öftern Häutung? — Wollte nun aber ein Zelote den Bemerker fragen, ob es ihm denn mit dem Voranstehenden wahrer Ernst sey, und ob er es verantworten könne, daß er, statt der leichtbeweglichen und verführbaren Frauenwelt teutschen Ernst, teutsche Einfachheit, teutsche Sparsamkeit zu empfehlen, ihrer Gefallsucht, ihrem Flitter- und Flattersinn das Wort rede, so erinnert er den Eiferer an jene Zeit des neuerwachten Teutschthums, wo manche Gatten und Väter kaum das Geld aufzutreiben wußten zu den ernst-einfachen neualtteutschen Gewanden ihrer Frauen und Töchter. Er fragt den Frager, ob denn nicht jede Neigung, durch Widerstand sich nur steigernd, dadurch noch am ehesten zu bändigen sey, daß man sie sich selbst klar macht, indem man zeigt, daß allerdings Sinn in ihr sey, der aber leicht sich in Unsinn wende.

Nichts bringt den Mann schneller in Affekt, als wenn seine Frau die Rüge eines Uebelstandes für eine Wirkung seiner übeln Stimmung erklärt, da doch die Wahrnehmung desselben die Mutter, nicht das

Kind der Mißstimmung war, und den accentuirten Tadel erzeugte.

Kein Wunder, daß er aufbraust. Statt in sich zu gehen, macht sie ihn lächerlich, sie offenbart ihren Hang zur Unverbesserlichkeit, und schiebt ihre Schwächen ihm unter.

Vorurtheile sind meistens Nachurtheile; Urtheile auf falsche Autoritäten hin.

Ausgelehntes kommt selten ganz zurück; Verdienter Lohn erfolgt mit Zwang; wer sich aber herablassen kann, Mitleid und Barmherzigkeit anzuflehen, oder auch nur seine Freiheit um Geschenke zu verkaufen, der erhält bald und reichlich.

Gewohnheit ist sehr oft ein partieller Tod, wie Manier eine partielle Kunstlosigkeit. Gewohnheit ist da schädlich und muß verlassen werden, wo sie das Leben in Schlaf wiegt, und die freie Entfaltung

unsers innern Wesens hemmt. Es ist rathsam, zuweilen plötzlich das Gegentheil des Gewohnten zu thun, gesetzt auch, Letzteres wäre unschädlich, und das dafür Erwählte uns unbehaglich. Wir fühlen bald die entbundene Freiheit.

Die Neigung zum Neuen gründet sich darauf, daß die Phantasie früher mit der Gegenwart fertig wird, als Verstand, Vernunft und Gewissen.

Ein Weib muß man nicht auf einen allgemeinen Satz treiben, oder nach einem Gesetz richten. Wer aus ihrem momentanen Einschreiten eine Regel ableitet, der kann ihr leicht Widersprüche nachweisen. Sie muß nach dem Augenblick betrachtet werden, und wenn auch sie selbst Allgemeines ausspricht. Sie vergißt nur hinzuzusetzen: bei so bewandten Umständen habe ich nach augenblicklicher Eingebung, und einem sichern Instinkt ꝛc.

So wie es Leute gibt, die in der Gesellschaft von Vornehmern ihre täglichen Bekannten nicht kennen, so gibt es auch Freunde, die ihre Freunde, sich oder ihren Idolen gegenüber, nicht gern loben; ihr Lob ist nicht ohne Egoismus, es muß Etwas für sie selbst dabei abfallen. Es lautet gegen dritte Personen, bei denen sie im Werth steigen wollen, ungefähr so: Ihr glaubt nicht, was Cajus für ein herrrlicher, talentvoller Mann ist! Ich bin, nebenher gesagt, sein intimster Freund.

—

Ich zählte mich einst unter die Guten; da las ich in einem Sittenbüchlein eine Aufzählung von dreißig Fehlern und Lastern, und siehe da! von keinem konnte ich mich ganz frei sprechen.

—

Wir wissen von den französischen Theaterhelden, daß sie weit über dem Maas der Wirklichkeit, der wahren Gemüthsbewegung deklamiren und sich geberden, so daß das Theater in dieser Beziehung einen eigenen, von dem des gemeinen, auch beweg-

ten, Lebens verschiedenen Conventionsfuß zu haben scheint, welchen man erst gewohnt werden muß, um ihn angenehm, ja zuerst nur erträglich zu finden.

Etwas Aehnliches möchte man den meisten teutschen Romanhelden nachsagen.

Während die Geschichte der Zeit, die Chronik des Tages von Großen, von berühmten Männern Anekdoten erzählt, wo wir in gewissen Handlungen ihre Großmuth, Herablassung, Menschenfreundlichkeit, Wohlthätigkeit bewundern sollen, die doch jeder gewöhnliche Mensch, ja mancher Rohe und Böse bei Gelegenheit eben so gut ausüben würde, — wissen unsere Romandichter ihre Helden in kritischen Lagen so darzustellen, daß kein vom Weibe Geborner auf gleiche Tugendhöhe sich zu schwingen vermöchte (um nicht zu sagen, daß kein vernünftiger Mensch so handeln würde).

Diese Darstellung gelingt ihnen durch besondere Kunstvortheile. Das ganze in solchen Büchern waltende Leben ist kein gewöhnliches, natürliches, sondern eine eigene poetische Conventionswelt. Auf den Helden und sein Tugendforcestück fällt ein Schlaglicht, alle übrigen Verhältnisse, der Zusammenfluß

seiner andern Pflichten sind dem Aug entrückt. Hiedurch gewinnt aber das Leben der gemachten belletristischen Bücherwelt in ethischer Hinsicht einen Ton und eine Beleuchtung, wogegen diejenige des wirklichen Lebens klang- und farblos erscheint. Ja es ist eine ernste Betrachtung, daß wir durch die Augenweide an solchen, in gespanntem Lichte stehenden, überspannten Halbgöttern unwillkührlich das Interesse an gewöhnlicher Menschengüte, ja die Freude an unsern eigenen Anstrengungen verlieren, weil doch Keiner erreicht, was im kleinsten Mode-Roman mit Ehren stehen könnte.

Für einen Jeden, der mit weniger drastischen Mitteln aufs Lesepublikum wirken möchte, ist der Schaden und Verdruß doppelt.

Es möchte aber in unserer Zeit nicht so sehr um die immer wiederkehrenden Beispiele heissester Kämpfe, höchster Aufopferung, schärfster Tugendprobe, zermalmendster Gelübdeerfüllung, tiefster Selbstzerknirschung Noth seyn, als um Schilderung wahren Menschendaseyns, um ein nach Schönheitgesetzen aufgefaßtes Gegenbild des Menschenlebens irgend einer Zeit, damit einleuchte, wie schwer es ist, die täg-

lichen Opfer zu bringen, böse Anwandlungen zu unterdrücken, sich von Fehlern möglichst rein zu erhalten.

Der Held sey kein in Erdenbanden sich beengt fühlender Engel, seinen Nothstand beseufzend, sondern ein von der Scholle sich emporrichtender, mit dem Gemeinen ringender, des leichtern Aethers sich freuender Menschensohn. Je näher die Verhältnisse in ihrem organischen Bau dem leibhaften wahren Leben, desto mehr wird der Held uns, seinen Mitstreitern, ähnlich sehen müssen.

Gaben

der

flüchtigen Muse

von

Ludwig Robert.

Beschränkung.

Wer sich im Handeln und im Denken
Von Fremden läßt beschränken,
Der ist ein Weib; und der kein Mann,
Der sich nicht selbst beschränken kann.

Geduld.

Nimm dir Geduld als Magd ins Haus;
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus.
Doch hüt' dich, wenn sie herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirthschaft still.

Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft;
Die Knechte heißen: Selbstgeschaft
und Spät-zu-Bett und Auf-bei-Zeit;
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;

Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebeth und gut Gewissen,
Die bis ich schlaf' mich wiegen müssen.

Der Wunderdoctor.

Als Hausarzt nimm den Fleiß dir an,
Das ist der wahre Wundermann,
Der ohne Saft und Pillen
Durch seinen blosen Willen
Aus Seel und Leib dir treiben kann
Die Dünste und die Grillen.

Erfahrung.

Erfahrung? — Die kommt, mein liebes Kind,
Dir zwar von aussen; doch halb und halb
Muß sie vorher schon in dir leben,
Sonst müßte ja ein jedes Kalb
Durch Erfahrung erst ein kluges Rind
Und dann einen weisen Ochsen geben.

Zufriedenheit und Glück.

Schon längst zog in mein Häuschen ein
Und theilt mit mir mein Kämmerlein
Die stille, die gar fromme Maid,
Die ruhige Zufriedenheit. —
Die hat nun unter meinem Dach
Selbst ausgeschmückt ein Prunkgemach.
Da darf nicht ich, nicht sie hinein,
Es soll für einen Fremden seyn.
Der Fremde ist uns unbekannt,
Wird unverhofftes Glück genannt.
Man sagt, daß er an Freuden reich',
An Schönheit einem Gotte gleich
Gar freundlich und gefällig sey. —
O käm' er doch einmal herbei!
Das wünschen ruhig wir, doch oft;
Denn es ist schön um unverhofft.

Bescheidenheit.

Was ist denn die Bescheidenheit?
Sie ist ein zartes Engelkleid;

Sie ist auch falsche Flitterzier
Und auch das Vließ von einem Thier.

Demüth'ge Selbsterkenntniß wob,
Aus Rücksicht und aus Scham vor Lob,
Sich jenes zarte Engelkleid
Zu bergen ihre Herrlichkeit.

Der Heuchler deckt, der stolze Tropf,
Das leere Herz, den hohlen Kopf,
Als wär' Etwas dahinter hier,
Mit jener falschen Flitterzier.

Und jenes weiße, weiche Vließ
Trug schon das Schaf im Paradies;
Das ist sein angebornes Kleid,
Es nennt es auch Bescheidenheit.

Drum sag' ich von Bescheidenheit:
Sie ist ein zartes Engelkleid,
Sie ist auch falsche Flitterzier
Und auch das Vließ von einem Thier.

Weltklugheit.

Wenn man glühend Eisen küßt,
Brennt es uns die Lippen.
Wenn man schifft auf hohem Meer,
Trifft man nicht auf Klippen.
Lenkt man allzukurz herum,
Stößt man an die Ecken.
Prügelt man den bösen Hund,
Kommt er uns zu lecken.
Du magst groß seyn oder klein,
Ruhen oder wandeln;
Wie du zu der Welt dich stellst,
Wird sie dich behandeln.

Die Feinde.

Der offne Feind, voll Wuth und Kraft,
Macht, daß Ihr Euch zusammenrafft;
Geheimer Feind, voll List und Neid,
Macht Euch vorsichtig und gescheidt;
Allein ein Freund, schwach, träg und weich
Macht unbewußt zu Schanden Euch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwer und schwerer.

Daß du den Zorn im Busen stillst
Und deinem Feind vergeben willst,
Nennst du das schwerste Streben?
Versuch' es erst, wie schwer es fällt,
Dem Allerliebsten in der Welt
Ein Herzleid zu vergeben! —

Pfiffiologie.

1.

Politik hat ja die Welt geseh'n,
Politik wird also Spaß versteh'n,
Ernst nicht lassen sich zu Herzen geh'n.
Auch ist sie gewöhnt, sich zu bequemen,
Ernst als Spaß und Spaß als Ernst zu nehmen,
Ohne je zu schämen sich, zu grämen.

2.

Die Politik, die feinste von den Künsten,
Besteht in labyrintischen Gespinnsten,
Gewebt aus Gold und Nacht und blauen Dünsten.

3.

Nimmer dürfen Diplomaten,
Und dann gar nicht sich verrathen,
Wenn sie ganz und gar nichts thaten.

4.

Meist steh'n in den Staatsberichten
Nichts als Hof- und Stadtgeschichten.

5.

Erst komm' ich, der Diplomat,
Dann der Staat zu meinem Staat.

6.

Auf eignes Wohlseyn sinnt er nur,
Sonst hat er keine Selbstgesinnung,
Und so gehört er von Natur
Zur grossen Diplomateninnung.

7.

Richte Kopf, Herz und Gesicht
Nach der herrschenden Gewalt;
So erhält man sein Gewicht,
So erhält man auch Gehalt.

8.

Heut aristokratisch,
Morgen demokratisch,
Das ist diplomatisch.

9.

Grobe List ist oft die feinste,
Größ're Sünde stets die kleinste.

10.

Was du weißt, mußt du verhehlen,
Was du wissen willst, erzählen.

11.

Das ist die Hälfte nur der Kunst:
Bei bösem Spiel zu lachen;
Weit schwerer ist's: bei Glück und Gunst
Ein trüb Gesicht zu machen.

12.

Es ist in der Welt kein Mensch so dumm,
Der nicht eine Miene schneiden kann,
Die da sagt: Ich bin ein wichtiger Mann
Und weiß ein Staatsmysterium.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

13.

Dreist lügen und dann dreister,
Sind Stufen unsrer Zunft;
Der aber ist der Meister,
Der Wahrheit und Vernunft
Mit Unsinn und mit Lügen
Zum Zwecke weiß zu fügen.

14.

Den verborgnen Feind erkennen,
Ist die Kunst der Diplomaten.
Soll ich euch den größten nennen,
Den geheimsten euch verrathen?
Dieser Feind ist eine Dame,
Und Geschichte ist ihr Name.

15.

Eure Feindin ist genannt,
Und ihr wißt, sie heißt Geschichte;
Ist sie doch euch unbekannt,
Geb' ich nähere Berichte.

16.

Diese allerwelts Gesandtin,
Die doch nirgends angestellt;

Diese leibliche Infantin
Aller Länder dieser Welt,
Die sie ohne Rast beständig,
Gleich dem Landmann, eigenhändig
Anbau't, wie ihr Ackerfeld. —
Diese hohe Königin,
Diese schlichte Bäuerin
Streu't in das, was Diplomaten
Nennen ihre gute Saaten,
Unkraut, nehmlich große Thaten.

17.

Doppelt bringt sie euch Gefahr;
Denn es ist so wenig klar,
Was in alter Zeit gescheh'n ist,
Als die Zukunft klar zu seh'n ist.

18.

Ihr mögt an euren Pharotischen,
Wie ihr nur wollt, die Karten mischen,
Verliert doch die Geschichte nie.
Sie hat, als ächtes Frauenzimmer,
In eurem Spiel die Hände immer
Und biegt so fein euch Paroli,

Daß sie auf Rois und auf Valette
Am Ende doch gewinnt die Wette.

19.

Sie glauben an der Geschichte zu drechseln,
Sie, die mit Geschichten Geschichte verwechseln.

20.

Es hat die Weltgeschichte
Auch einen Januskopf;
Allein ein alter Tropf
Sieht nur ihr alt Gesichte.

21.

So wie ein alt und ein jung Gesichte,
So hat auch vier Hände die Geschichte.
Mit den zwei alten, da ist ihr's gelungen,
Die haben's hergebracht. — Mit den jungen
Will sie erst etwas her uns bringen,
Und meint, es wird ihr auch gelingen.

22.

Wenn heute zwei heimlich schleichen,
Um Morgen ein Ziel zu erreichen;

So erreicht es schon heute der Dritte
Durch offenkundige Schritte.

23.

Wann der Erzpunkt nicht mehr schimmert,
Wann der edle Gang zertrümmert,
Steigt der Bergmann aus dem Schacht.
Laßt, gestrenge Diplomaten,
Euch von einem Bergmann rathen:
Steigt empor aus eurer Nacht.
Tiefe Politik der Gruben,
Dieser Schatz verschlossner Stuben,
Kam an's helle Tageslicht.
Nun weiß alle Welt mit Klarheit,
Höchste Politik ist Wahrheit,
Ohne diese geht es nicht!

Wesen und Form.

Ist nicht die Form ein leerer Schein?
Ich sage: Ja! und sage: Nein!
Denn auch die Form kann Wesen seyn;
Und nicht nur in der Kunst allein,

Auch in der großen Wissenschaft,
Die Völker und die Zeiten schafft.

Räthsel.

Ihr Freche! nennt ihn Ungeheuer?
„Hast du doch selbst ihn so genannt. —"
Ich, that es in der Wahrheit Feuer
Und von Gerechtigkeit entbrannt;
Ihr aber nur aus niedern Gründen,
Nur Eure Selbstsucht ist empört,
Weil er in Euren tausend Sünden:
In Lug und Unrecht, Euch gestört.
Wie Raben häßlich-gellend kreischen,
Nach eckelm Fraß zum Richtplatz zieh'n,
Und einen Leichnam dort zerfleischen,
So kreischt und so zerfleischt Ihr ihn.
Worüber Ihr, mit wildem Triebe,
Zu blinder Thierwuth Euch entflammt,
Das ist es, was ich an ihm liebe:
Ja, eben das, was ihr verdammt.
Das aber, was an ihm zu hassen
Der inn're Richter mir gebeut,

Das — sagt ich's auch — Ihr könnt's nicht fassen
Weil Ihr darin ihm ähnlich seyd.

Noch ein Räthsel.

„Wir werden nie!"
So sprechen die,
Die von dem Sollen
Nichts wollen
Wissen
Und die darum,
Wie dumm! Wie dumm!
Am Ende müssen.

Schuld und Unschuld.

Bei Schuld, die sich als Schuld erkennet,
Da ist die Schuld nicht heillos mehr.
Bei Unschuld, die sich Unschuld nennet,
Da ist die Unschuld nicht weit her.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

An einen modischen Mystiker.

So wie nicht Alles Mysterium,
Obschon das All es ist;
So ist auch nicht die Menschheit dumm,
Obschon, du Mensch, es bist.

An F. S.

Mord! schrie ein Kautz, und Brand!
Als jüngst die Sonne schien.
Gott gab uns den Verstand,
Und du verdammest ihn. —

An Denselben.

Er mühet sich ab durch Vernunft zu beweisen:
Vernunft sey unvernünftiger Stolz.
Er möchte mit hölzernem Eisen
Erkämpfen ein eisernes Holz.

Der wahre Mystiker.

Das Gesetz, er weiß es, das Seyn und das Leben
Sind offenbart, sind uns gegeben;
Sie waren von je, sie sind jetzunder,

Und bleiben auch immer Geheimniß und Wunder;
Unmittelbar dem Schöpfer entflossen
Ist das Seyn vor unserm Geist verschlossen
Doch Alles, was der Mensch soll werden:
Die Selbstentfaltung hier auf Erden,
Gehört der Freiheit, gehört dem Verstande
Und kommt nur durch die That zu Stande.

Der Dichter und die Trachter.

Der Dichter kann sein inn'res Seyn,
Er kann den äußern bunten Schein,
Die Welt, den Himmel neu erschaffen. —
Die Trachter sind des Dichters Affen:
Sie seh'n ihm zu, sie geben Acht,
Behalten auch, wie er's gemacht,
Und regen just so Fuß und Hand —
Und doch kommt kein Gedicht zu Stand.

Dichter und Versler.

Dichter nennt man Honiglippen,
Weil so nett, so lieb sie singen.
Versler stößt sich in die Rippen
Ein Sonett heraus zu zwingen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der junge Dramatiker.

Wenn's wogend im jungen Dichter flammt,
Wie soll er das kalte Richteramt
Im eigenen Werke verwalten;
Die Welt und den Himmel in schwellender Brust,
Wie kann er die Fülle melodischer Lust
Im drängenden Busen verhalten?
Es lockt ihn das reizende Bühnenspiel,
Da sagt er sein Alles, da sagt er zu viel;
Da kann er gar nichts verschweigen.
Da spricht er als Liebe, als Schicksal, als Held,
Als Engel und Teufel, als alle Welt
Zeigt sich, statt diese zu zeigen.
Und jede Sylbe, die er schrieb,
Sie ist ihm so theuer, so einzig lieb;
Weh denen, die sie verdammen!
Den Vers hier streiche; wir meinen es gut.
Drob schaudert der Jüngling; ihm wird zu Muth
Als stürze der Weltbau zusammen. —
O laßt ihn nur und lächelt nicht;
Das ist des Künstlers Zuversicht,
Die ist ihm unentbehrlich.

Ja selbst ein wenig Eitelkeit,
Ja selbst der Wahn der Sicherheit,
Sie sind ihm nicht gefährlich.
Sein Werk, das ihm so sehr gefiel,
Er schau' es im lebend'gen Spiel
Und lerne so durch Sühne
Die Kunst, wie man besonnen schweigt,
Die Kunst, die in der That sich zeigt,
Die schwere Kunst der Bühne.

Gunst der Musen.

Wer das Geheimniß kennet,
Das tiefste aller Kunst,
Das man der Musen Gunst
Mit dunkeln Worten nennet;
Der sieh't Zwei, die getrennet
Einander sich verneinen,
Zwei Kräfte der Natur,
Sich in der Seele nur
Des Künstlers liebend einen. —
Wo sie auch sonst erscheinen;
Es sey nun an den Dingen,

Es sey im Geisterreich,
Sie werden allsogleich
Befeinden sich und ringen;
Entweder sich bezwingen,
Daß Eines von den Beiden
Im Kampfe unterliegt,
Oder, wenn Keines siegt,
An Lauheit Beide leiden. —
Doch wundersam! Nie scheiden,
Sie, die so feindlich schalten,
Sich in der Künstlers-Brust,
Wo sie vereint in Lust
Harmonisch Kraft entfalten. —
Die mächtigen Gewalten,
So feindlich sonst hienieden:
Das Urtheil kalt, wie Eis,
Begeist'rung, flammend-heiß,
Sie sind nicht mehr geschieden;
Und ihren holden Frieden
Im reinen Künstlerbusen,
Man nennt ihn Gunst der Musen.

Die Gattin und die Buhlerin.

Er.

Du mit mir Eine Seel', Ein Leib:
Mein schönes, reines, eh'lich Weib,
Du Mutter meiner Kinderlein!
Kannst du mir wohl die Schuld verzeihn,
Die ich an dir so schwer verübt,
Und die mich mehr als dich betrübt?!—
Dir, welche ewig jung und neu,
Dir Huldin war ich ungetreu.
Ich hing mein Herz und meinen Sinn
An eine schnöde Buhlerin,
Die erst gar freundlich sich bewies
Und hämisch dann mich von sich stieß.
Mein himmlisch-schönes, reines Weib,
Du mit mir Eine Seel', Ein Leib!
Du Mutter meiner Kinderlein!
Ach, kannst du diese Schuld verzeih'n?

Sie.

Du kennst mich ja, mein Ehgemahl!
Und fragst, du Gatte meiner Wahl,
Du Vater unsrer Kinderlein!
Fragst, ob dein Weib, die wahr und rein
Den liebenden Geliebten liebt,
Ob sie dir Reuigen vergiebt? —
Dein Herz blieb mein! Es war dein Sinn
Nur zugewandt der Zauberin.
Wohl mir, daß du der Schmeichelist
So bald, so stark entronnen bist!
Wohl dir, daß du dich selbst so ehrst
Und wieder zu der Gattin kehrst,
Zur Mutter deiner Kinderlein,
Die, weil sie wahrhaft, weil sie rein
Dich liebenden Geliebten liebt,
Dem Reuigen die Schuld vergiebt.

Der Dichter.

So wißt nun auch, daß jener Mann,
Der also selbst sich klaget an,
Ein ächter junger Künstler ist. —
Die ihn verlockt mit Schmeichelist,

Es war die allgemeine Gunst;
Und wieder kehrt er zu der Kunst,
Zu seinem Weib beschämt zurück.
Die Kunst nur ist des Künstlers Glück.

Der Kunstfreund.

Wer mit geübtem Blick, mit Einsicht im Bemerken
Wohlwollenheit vereint; und so in Künstlerwerken
Das Schöne gleich entdeckt, was nicht Jedweder kann,
Der ist ein Freund der Kunst, der ist ein edler Mann.

Der Recensent

Ein edler Mann? haha! haha! das ist zum Lachen!
Kann man mit Edelmuth wohl Recensionen machen?
Mein Sittenbuch sagt: dumm ist synonym mit edel,
Nie lobe unbedingt, sonst bist du ein Tadädel.

Achselzucken, Naserümpfen,
In den Koth zieh'n, speien, schimpfen,
Unerwiesener, frecher Tadel,
Das ist Recensentenadel.

Ein alter Recensent an einen jungen.

Wer das Stück gelesen,
Das er recensirt;
Wer dabei gewesen,
Als mans aufgeführt —
Solcher ist ein Recensent,
Der sein Handwerk noch nicht kennt.

Peinlich-gerichtliche Musenuntersuchung in moralischer Hinsicht.

Verketzert ein Pedant den Dichter,
So freu' sich dieser ob dem Richter,
Der also hoch sein Werk gelobt. —
Es ist gestempelt und erprobt;
Denn wo ein Plattkopf hinkommt nie,
Da just beginnt die Poesie.

Der recensirte Künstler.

Was die Begeistrung flammend heiß
Im glücklichsten Moment erdacht;
Und was mit jahrelangem Fleiß
Die Ueberlegung nun vollbracht;

Darob kann gleich ein Journalist,
Der für das Gleich besoldet ist,
So zwischen Schlaf und zwischen Wachen,
Ein Dutzend Recensionen machen.

Der Kritiker.

Wer eine Gegend will überseh'n,
Der bleibt nicht unten am Berge steh'n;
Er weiß, daß er hinauf muß steigen,
Wenn sich ihm rings das Land soll zeigen.
Doch weiß er auch, wenn er da droben ist,
Daß er kein Haar mehr als unten mißt.
Wie könnt' Ihr mich also als stolz anklagen,
Als wollt' ich über den Meister ragen,
Als dünkt' ich mich größer als er zu seyn?
Und wär' ich auch noch einmal so klein,
Ich wollt' und sollt' ein Urtheil fällen,
Drum mußt' ich mich über sein Kunstwerk stellen.

Musikalische Leiden und Freuden.

Novelle

von

L. Tieck.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwei Freunde stiegen vor dem Thore vom Wagen, um zu Fuß durch die Gassen zu wandeln und den Fragen am Thor auszuweichen. Es war noch ganz früh am Morgen und ein Herbstnebel verdeckte die Landschaft. Etwas entfernt vom Wege bemerkten sie ein kleines Häuschen, aus welchem schon so früh vor Tage eine herrliche Fraunstimme erklang. Sie gingen näher, erstaunt über den unvergleichlichen Diskant, wie über die ungewöhnliche Stunde. Einige Träger brachten Lauten und viele Notenbücher, die kleine Thüre öffnete sich, und neugierig gemacht, fragte der ältere Reisende einen von den Tagelöhnern: hier, mein Freund! wohnt wohl ein Musikus und eine Sängerin? Der Teufel und seine Großmutter wohnt hier! erscholl eine krächzende

Stimme von oben aus dem offnen Fenster, und zugleich fiel ein Pappen-Futteral dem Fragenden auf den Kopf. In diesem Augenblick hörte der Gesang auf und der Frager sah im Fenster ein kleines greises Männchen stehen, welches die zornigsten Geberden machte, und dessen funkelnde schwarze Augen aus tausend Runzeln hervor grimmige Blicke herunter schoßen. Der Reisende wußte nicht, ob er lachen oder schelten sollte, doch sprach ihm aus dem greisen Kopfe etwas so Wunderliches an, daß er in Verlegenheit den Hut zog, und sich mit einer höflichen Verbeugung stumm entfernte.

Was war das, Herr Kapellmeister? sagte der jüngere Reisende, als sie das kleine Häuschen schon im Rücken hatten. Ich weiß nicht, erwiederte jener, vielleicht ein wahnsinniger alter Mann, vielleicht gar dort in der Einsamkeit, in der Nähe des Tannenwaldes eine Spukgestalt.

Sie scherzen, sagte der Sänger; ich begreife jetzt selber nicht, wie wir so gelassen seyn konnten, dem Alten auf seine Grobheit nichts zu erwiedern.

Lassen wir es gut seyn, sagte der Kapellmeister, indem sie schon die noch ruhige Straße der Residenz

hinunter gingen: in dem Ton der Sängerin war etwas so Wunderbares, daß es mich tief ergriffen hat; ich war wie im Traum, und darum konnte mir auch der alte Thor keinen Zorn abgewinnen.

Wieder die alte Schwärmerei und Güte' rief der Sänger lachend aus, denn erstens haben wir so gut wie nichts gehört, und zweytens war in dem Wenigen noch weniger Besonderes zu vernehmen, es war weder Methode noch Schule in dem traurigen Gesange.

Als sie jetzt um die Ecke nach dem Gasthofe zu bogen, hörten sie aus einem obern Stock ein Lied pfeifen; ein rundes, junges Gesicht kuckte mit der Schlafmütze aus dem Fenster, und so wie er die Fußgänger gewahr wurde, schrie er: Haltet, Freunde! einen Augenblick! ich bin gleich unten! Gott im Himmel, das ist eine Erscheinung! Er zog den Kopf so schnell zurück, daß er ihn heftig an das niedere Fenster stieß und die Bekleidung des Hauptes langsam schwebend zu den Füßen des Kapellmeisters niedersank.

Was ist das? sagte dieser, indem er die Zipfel-

mütze aufhob; sagen diese sonderbaren Vorbedeutungen uns etwas Gutes oder Schlimmes vorher?

Es ist unser Enthusiast Kellermann, erwiederte der Sänger: hören Sie, er rasselt schon mit dem Hausschlüssel.

In diesem Augenblick stürzte der Bewunderer im Schlafrock heraus und umarmte die beiden Künstler mit theatralischer Herzlichkeit; er wurde es nicht müde, jedem wieder von neuem an die Brust zu stürzen, ihn zu drücken und dann die Arme verwundernd in die Höhe zu strecken, bis der Sänger endlich sagte: Laßt es nun gut seyn, Hasenfuß! Ihr habt das Ding nun hinlänglich getrieben. Ein Glück, daß noch kein Mensch auf der Straße ist, sonst würden Eure Bocksprünge in dem saffrangelben Schlafrock alle Gassenjungen aufregen.

Also Ihr seyd nun wirklich da, Ihr goldnen Menschenkinder? rief der Enthusiast aus; was würde es mich kümmern, wenn der vollständige Magistratus an meinem Entzücken Aergerniß oder Theil nehmen wollte? Habe ich doch seit drei Monaten nicht begreifen können, wozu diese Gasse eigentlich gebaut sey, noch weniger, warum sie so viele Fen-

ster zum Auf- und Zuschieben habe, bis nun endlich ihre Bestimmung erfüllt ist; Ihr kommt durch dieselbe hergegangen und ich kucke da oben mit meiner verlornen Mütze heraus, um Euch im Namen der Nachwelt zu begrüßen. Also nun wird Eure Oper doch gegeben werden, ausbündigster Mann?

Sind denn Sänger und Sängerinnen auch noch alle gesund? fragte der lebhafte Kapellmeister.

So, so, erwiederte jener, wie es die Laune mit sich bringt; genau genommen, existirt das Volk gar nicht, sondern lebt nur wie im Traum; die Zugabe, die an die Kehle mit Arm und Bein gewachsen ist, macht es oft schwer, sie nur zu ertragen, der unnatürliche Geschwulst aber oben, den sie Kopf tituliren, ist wie ein Dampfkolben, um in diesem Recipienten die unbegreiflichsten Verrücktheiten aufzunehmen. Ja so weit sind sie alle gesund, als es ihnen bis jetzt so gefällt, ist aber die und jene Arie ihnen nicht recht, hat der eine zu viel, die andere zu wenig zu singen, geht die Arie aus As moll, wenn sie Gis seyn sollte, so fallen sie vielleicht binnen drei Tagen wie die Fliegen hin.

Zieht Euch an, sagte der Sänger, und kommt zu uns in den Gasthof hier drüben, so können wir mehr sprechen, auch könnt ihr uns auf den Besuchen begleiten.

Ohne Antwort sprang Kellermann in sein Haus, und die Reisenden begaben sich in das Hotel, wo sie ihren Wagen schon fanden.

Im Hause des Barons Fernow war am Abend große Gesellschaft versammelt. Der Ruf, daß der beliebte Kapellmeister und sein erster Tenorist endlich angekommen seyen, hatte in die Wohnung des Musikfreundes alles getrieben, was sich für die neue Oper interessirte. Man hoffte, einige der vorzüglichsten Partieen vorgetragen zu hören, und viele drängten sich hinzu, um wenigstens nachher in andern Gesellschaften darüber sprechen zu können.

In diesem Getümmel, welches der Hausherr, seine Frau und eine Tochter mit Klugheit beherrschten, schwamm der behende Enthusiast wie in einem Strome herum, um Jedem von der Herrlichkeit

der neuen Composition begeisterte Worte über die große Manier, die lieblichen Melodieen und den vortrefflichen Ausdruck in das Ohr zu raunen, obgleich er selbst noch keine Note davon gehört hatte. Sein rundes gerötheres Gesicht schob sich wie eine Kugel von einem zuhörenden Kopf zum andern, und die meisten Gesichter zogen jene nichtssagende Miene, die in Gesellschaften geistreiche Aufmerksamkeit bedeuten muß. Jetzt wurde ein Theil der Versammlung auf einen andern Gegenstand hingerichtet, denn in einfacher, höchstsauberer Kleidung trat ein junges Mädchen herein, von so glänzender Schönheit, daß man ihren unbedeutenden Anzug über den edeln und ausdrucksvollen Kopf, über die vornehme Geberde, den feinen Anstand gänzlich vergaß, und die Nahestehenden sie mit Ehrfurcht begrüßten. Die Tochter des Hauses eilte auf sie zu, indem sie ausrief: o meine theuerste Julie! wie glücklich machen Sie mich, daß Sie meinen Bitten doch noch nachgegeben haben! Aber Ihr Vater? — Sie wissen ja, erwiederte die Schöne, wie menschenscheu er ist, wie wenig er mit seiner Melancholie und Kränklichkeit in die Gesellschaft paßt; und ich gestehe, ich würde auch nicht

gekommen seyn, wenn ich einen so großen Cirkel hätte vermuthen können.

Die Umgebung sprach über die ausserordentliche Schönheit dieses Wesens, und man erfuhr, daß sie die Tochter eines armen Musikers sey, die aus einer entfernten Stadt dem Fräulein des Hauses einen Brief einer Freundin überbracht hatte. Immer noch hatte der Kapellmeister mit seinen Sängern keines der Stücke vorgetragen, weil der Wirth noch einen jungen Grafen erwartete, der einer der größten Enthusiasten für Musik nach der Beschreibung war. Denken Sie sich, sagte der Baron zum Kapellmeister, den sonderbarsten, unruhigsten aller Menschen, nichts interessirt ihn als Musik, er läuft von einem Concert in's andere, er reist von einer Stadt zur andern, um Sänger und Compositionen zu hören, er vermeidet allen andern Umgang, er spricht und denkt nur über diese Kunst, und selten ist er doch ruhig genug, ein Musikstück ganz und mit völliger Aufmerksamkeit anzuhören, denn er ist eben so zerstreut als überspannt. Dazu scheint er den eigensinnigsten und eingeschränktesten Geschmack zu haben, so daß ihm selten ein Kunst-

werk zusagt; eben so wenig ist er mit dem Vortrag zufrieden, und dennoch bleibt er Enthusiast. Er ist von großer Familie und reich, war eine Zeit lang in diplomatischen Geschäften an einem angesehenen Hofe, hat aber alles der Musik wegen, die er doch oft nach seinen Reden zu verabscheuen scheint, aufgegeben.

Die nähern Freunde des Barons waren nach dieser Schilderung sehr begierig einen Mann zu sehen, der wie von bösen und guten Geistern geplagt nnd verfolgt wurde. Als daher Graf Alten eintrat, waren alle Blicke auf ihn gerichtet. Er begrüßte die Gesellschaft hastig und sein dunkles Auge durchlief sie eilig; dann senkte er den Blick und setzte sein Gespräch mit einem alten, hagern und eingeschrumpften Italiener fort, welcher mit ihm gekommen war. Doch plötzlich brach er ab und rief halb vernehmlich: Himmel! was ist das? Er stand unmittelbar hinter Julien. Jetzt sang der Tenorist eine Arie der neuen Oper, und Alles schien begeistert, der Graf war in tiefen Gedanken. Nun, Excellenza, fragte der Italiener am Schluße, seyn Sie contentirt? Ich habe keinen Ton gehört, antwortete der Graf,

indem er den Kopf erhob und die schwarzen Locken aus der denkenden melancholischen Stirne strich.

Er benutzte die Pause, in welcher sich Alles lobend und bewundernd um den Kapellmeister drängte, vorzutreten und sich neben Julien zu setzen. Er wollte sie anreden, aber indem sie höflich das Antlitz zu ihm wandte, fuhr er wie erschreckt zurück. Nein, wahrlich, dergleichen hatte ich nicht erwartet! sagte er für sich. Das junge Mädchen war erstaunt und verlegen. Verzeihen Sie, redete der Graf sie heiterer an, Sie werden mich sonderbar finden; als ich vorher hinter Ihnen stand, mußte ich glauben, eine ehemalige Bekanntschaft zu erneuen, und jetzt bin ich von Ihrer mehr als wunderbaren Schönheit so geblendet worden, daß ich Zeit haben muß, um mich zu fassen. Die wahre ächte Schönheit kann wohl erschrecken, denn etwas Uebermenschliches kündigt sich unsern Sinnen und dem Gemüthe an. Himmel! wie müssen Sie singen!

Ich singe gar nicht, Herr Graf, und habe weder Stimme noch Kenntniß der Musik, erwiederte sie mit angenehmem Ton.

Der Graf sah sie prüfend an, schütelte dann zweifelnd den Kopf und murrete unverständliche Worte verdrossen vor sich hin. Jetzt wurde ein Duett vorgetragen, und Alles war aufmerksam, nur der Graf betrachtete unverwandt seine Nachbarin. Das Duett war schwierig und die erste Sängerin äußerte ihren Verdruß, der Kapellmeister wurde empfindlich, wies zurecht, half nach, alles vergebens; man mußte abbrechen, indem die Virtuosin behauptete, die Passage müsse geändert werden, weil sie ihrer Stimme ganz entgegen sey; der Componist meinte, er dürfe Ausdruck und Kraft nicht dem Eigenwillen aufopfern, denn die vortreffliche Künstlerin könne dies und noch schwierigere Sachen leisten, wenn sie sich nur bemühen wolle. Darüber aber wurde der Gesang völlig unterbrochen, und indem der Kapellmeister ein anderes Musikstück anordnen wollte, sagte der Graf zu Julien: ich wette, Sie können diese schwierige Stelle ohne Anstoß vom Blatte singen, wenn Sie nur wollen. Als Julie zu läugnen fortfuhr, sagte jener: Ihre Röthe, Ihr Auge widerspricht! Wie? dieser gewölbte Mund sollte in der Mitte der Lippen diese sanfte, seelenvolle Erhöhung

von selbst haben, und nicht von den reinen vollen Tönen, die so oft über diesen Hügel schwebten? Denn nur der Ton, wenn er stark und lieblich die rothe Straße befährt, darüber klingend weht, bildet diese ausdrucksvolle Erhebung; ganz im Gegensatz jener gefurchten Mundwinkel, die jene berühmte Sängerin dort hat, die mit breitgedrückten und in die Länge gequetschten Lippen den armen kreischenden Ton hervorpreßt. Sie versündigen sich, meine Schöne, daß Sie Ihr großes Talent verleugnen wollen.

Sie sind zu scharfsichtig, erwiederte Julie; um so trauriger, daß Sie dennoch irren.

Sie sprechen auch ganz wie eine Sängerin, fuhr jener fort, es ist ein lieblicher aber unterdrückter Ton in der Rede, der seine Fittige nicht auszufalten wagt. Wenn Sie doch nur wenigstens einen einzigen Ton anschlagen wollten! das Glück meines Lebens hängt davon ab, daß Sie singen können.

Sie quälen mich, Herr Graf, antwortete die Verlegene empfindlich; ich versichere Sie auf das Theuerste, ich werde nicht singen, weil ich es nicht kann.

Gnaden, sagte der braune kleine Italiener, wollen alles zu Virtuosen haben: kann aber nicht alles singen, was hübsch und feinen Mund hat. Conträr! haben oft göttliche Prima Donna vor pur himmlisch Gesang und forzirt Schreien eine Schnautz wie Signor Cerberus, der die Talent hat, dreistimmige Sach solo durchzuführen.

Der frohe leichte Geist der Musiker war gestört, der Kapellmeister verstimmt, und die erste Sängerin mehr als verdrießlich. Der Enthusiast war in der Klemme, weil er es mit keinem verderben und doch keinen stummen gleichgültigen Zuschauer abgeben wollte. Da man sah, daß für diesen Abend nichts Bedeutendes mehr geschehen würde, so entfernten sich nach und nach die Fremden, auch die Musiker gingen, und nur der Kapellmeister blieb, dem sich der Enthusiast, ohne eine nähere Einladung abzuwarten, anschloß; der gedankenvolle Graf und sein Italiener verweilten ebenfalls, um mit der Familie des Barons beim Glase Wein und einem leichten Abendessen sich zu erheitern.

So ist es nun wieder wie fast immer ergangen, fing der Kapellmeister an, als sie um den runden

Tisch saßen; man arbeitet sich ab, man studirt, man quält, und endlich freut man sich auch, wenn das Werk vollendet ist und gelungen scheint, und dann muß es diesen elenden, verdorbenen Handwerkern übergeben werden, die nichts gelernt haben, und mit dem Wenigen, was sie wissen, noch wie mit Wunderwerken hinter dem Berge halten wollen. Kann es einen traurigern Beruf, als den eines musikalischen Componisten geben? Dann, wenn auch dieser Jammer durch Bitten, Drohen, Scherzen, Vergötterung, Lüge und Falschheit, durch kleine Aenderungen, Zusätze und Wegnahme überwunden ist, wird das gemarterte Werk der Laune des Publikums, und dem blinden Zufall, seinem allmächtigen Beherrscher, übergeben. Und dann muß es weder zu heiß, noch zu kalt, das Haus muß weder zu voll, noch zu leer seyn, keine große politische Neuigkeit darf sich eben haben hören, ja keine Seiltänzer und Springer anmelden lassen, um das so nothwendige Klatschen und mit dem Beifall einigen Enthusiasmus zu erregen. Und doch kann man es nicht lassen, sich wieder in der Vorstellung zu erhitzen, um eine neue undankbare Arbeit zu beginnen.

Wo ist die Dame geblieben? fuhr der Graf plötzlich auf.

Neben der Sie lange saßen? fragte die Tochter. Diese ist längst fort und von einer Magd abgeholt worden, denn sie wohnt entlegen, in einer fernen, unbekannten Gasse.

Die sollte Ihre treffliche Arbeit singen, sagte der Graf, da würden wir etwas anders hören.

Sie irren, berichtigte die Tochter, ich weiß, daß das junge Frauenzimmer durchaus nicht musikalisch ist. Sie ist aber sonst in weiblichen Arbeiten sehr geschickt, auch hat ihr Vater, ein alter, verarmter Musikus, sie etwas zeichnen lernen lassen.

O du alter Sünder! rief der junge Graf im höchsten Verdruß; und keinen Gesang diesen Lippen, keinen Ton diesem schwellenden Munde! Ist es nicht, als wenn man der Rose den Duft rauben wollte, den die Natur ihr gleich im Entblühen mitgegeben hat?

Die Tochter war etwas empfindlich, denn sie glaubte auch eine Sängerin zu seyn, da aber der Kapellmeister in seiner Klage fortfuhr, so blieb ihre gespitzte Antwort unbeantwortet. Abgesehn aber,

fuhr der Kapellmeister fort, von diesen armseligen Zufälligkeiten, so verkündigen sich auch erst am Kunstwerke selbst bei der öffentlichen Darstellung Mängel, welche sich der Componist vorher auf seinem Zimmer nicht hat träumen lassen. Denn mögen wir ein Werk noch so oft durchsingen, genau kennen, von allen Seiten prüfen, das Urtheil aller Freunde und Kenner vernehmen, so bleibt Manches, und oft das Beßte, zurück, und das Schlimmste zeigt sich bei der Aufführung erst. Und überhaupt — die Bestimmung des Künstlers! Ist sie nicht eine traurige? Ich setze mich zu keinem neuen Werke nieder, ohne innig überzeugt zu seyn, daß ich nun etwas ganz und durchaus Treffliches, Vollendetes erschaffen werde, das meine großen Vorgänger erreicht, und sie selbst hie und da übertreffen wird. Diese himmlische Ruhe und Sicherheit verschwindet aber bald während der Arbeit; mein Entzücken an meiner Hervorbringung wechselt mit den bittersten Zweifeln. Dann fühl' ich oft recht innig, daß ganz, ganz nahe an dem, was ich schreibe, das Wahre und Himmlische liegt, daß meine Noten anklopfen und den Wandnachbar, den unbekannten, begrüßen: mir ist, ich

dürfte nur den Kopf so oder so wenden, so müßte mir der Genius sichtbarlich entgegen treten, — und immer, immer wieder erscheint er nicht! Mein Geist innerlich quält sich, aussen, weit ab, die Bahn anzutreffen — und so im Jammer, im Resigniren, arbeite ich weiter. Es gemuthet mir wie der Affe mit seiner traurigen Unruhe und dem fatalen Gesichterschneiden: vielleicht hat er jeden Moment dunkler oder deutlicher eine Ahnung von der Vernunft, will sie nun, die nah Erreichbare, und nun wieder haschen und sich dann besinnen, und findet sich immer wieder in seinem widerwärtigen Zustand eingeriegelt.

Jetzt trat noch ein Mann reifen Alters zur Gesellschaft, ein Gelehrter und Hausfreund des Barons, der sich fast täglich einfand, aber gern die größeren Versammlungen vermied. Sie haben wieder, redete ihn der Wirth an, unser Concert, wie Sie es gewöhnlich machen, nicht mit anhören wollen. Ich bin zu sehr Laye, erwiederte der Freund, und darum mag ich mich nicht unter die Kenner drängen; soll der Unmusikalische den Gebildeten durch seine trockne Gegenwart ihren Genuß verkümmern?

Wir kennen diesen Schalk schon, rief ihm der Kapellmeister zu, indem er den alten Bekannten begrüßte. Sie haben recht gethan, denn unsre Sängerinnen haben wieder den alten Spuck getrieben, schlecht gesungen, sich zu vornehm gedünkt, die Musik kritisirt, und endlich damit beschlossen, die ganze Musik zu Ende zu bringen.

Sie sind also wirklich unmusikalisch? fragte der Enthusiast; und Sie machen auch kein Hehl daraus?

Warum sollte ich es? antwortete der Laye; kein Mensch kann alle Talente in sich vereinigen, oder alle seine Anlagen entwickeln.

Viel Character, es so dreist zu bekennen, erwiederte der junge Mann: sehn Sie, daraus ist schon viel Unheil für mich entstanden, daß ich mich zu solchem Muthe nicht habe entschließen können. Ich war anfangs (und wie es schien, von Natur so geschaffen) gar kein Musikfreund, ich hatte kein Ohr, ich konnte keine Melodie behalten; darum vermied ich auch Concerte und Opern, und in Gesellschaften, wenn Lieder gesungen, wenn Cantaten aufgeführt wurden, sprach ich entweder, oder suchte eines Bu-

ches habhaft zu werden. Sehe man nur den Stock! ertönte es nun von allen Seiten: hat die dicke Figur wohl eine menschliche Seele in seinen weitläufigen Fleischanlagen sitzen? Von der Musik, der göttlichsten aller Künste, nichts zu verstehn! Ist wohl ein Stock, ein Stein, der nicht gewissermaßen von der himmlischen Harmonie gerührt werden müßte? — Nun gefiel mir dazumal auf mehr als gewöhnliche Weise ein gewisses Frauenzimmer: diese pflegte, so wie gesungen wurde, vor übermäßiger Empfindung herzlich zu weinen. Dieser nun war ich mit meinem kalten Herzen gradezu ein Abscheu. Wie? sagte sie, lieben wollen Sie, der Sie nicht einmal eine Ahnung jener Wonne haben, die aus dem Himmel stammt, und mit der Liebe so nah verwandt ist? — Da, Freunde! faßte ich nun den großen Entschluß, umzusatteln, und von der Musik gehörig begeistert zu werden. Alle meine Freunde und Bekannten erstaunten, als ihnen meine neugeprägte blanke Entzückung in die Augen strahlte. Da war nun auch gar kein Halten mehr, ich übertraf alles in der Begeisterung, was ich nur je in den Gesellschaften hatte beobach-

ten können; alles zappelte an mir vor Freude, so wie nur das Clavier angeschlagen wurde, die Beine trommelten, die Arme schlenkerten, die Augen wackelten, ja ich nahm die Zunge zu Hülfe, und leckte mir zuweilen die vor Erstaunen weitgeöffneten Lippen. Dann mußten die Hände klatschen, die Augen, wenn es irgend möglich zu machen war, weinen, die ausgestreckten Arme Bekannt und Unbekannt an dies stürmische Herz schließen, das mit mächtigen Schlägen im wildesten Enthusiasmus klopfte. Ja, wenn ich nachher in mein einsames Zimmer trat, war ich so müde und matt, so mürbe und zerschlagen, daß ich zuweilen Kunst und Künstler, Liebe und Harmonie, so wie alle die bezaubernden Gefühle zum Satan wünschte.

Aber empfanden Sie nun wirklich recht viel? fragte der Laye lachend.

Das ist eine bedenkliche Frage, erwiederte der Enthusiast; was der Mensch so stürmisch will, davon muß wohl etwas auch wirklich in sein Wesen übergehn, es wäre unbegreiflich, wenn durch das vorsätzliche Nachspielen nicht hie und da ein Gefühl in unsrer Brust wiederklingen sollte. Aber um doch

ganz aufrichtig zu seyn, so war mir bei all diesem Bewundrungsbemühen oft unerträglich nüchtern zu Muthe, so recht, was der Haufe langweilig nennt, und wenn ich nicht so stark mit Händen und Füßen gearbeitet hätte, so wäre mir wohl oft ein herzliches Gähnen angekommen. Das Schlimmste aber ist, ich habe doch nichts dabei gewonnen; denn meine boshaften Freunde meinten, ich hätte den Ansatz zu hoch genommen, und sey von der andern Seite vom Pferde wieder hinunter gefallen. Sey ich erst wie ein verstocktes dumpfes Thier gewesen, so erscheine ich jetzt wie ein verwilderter Hasenfuß, mein Enthusiasmus trete als ein verzerrender Krampf auf, man müsse fast glauben, mein Arzt habe mir diese übertriebene Motion nur empfohlen, um sie gegen mein Fettwerden zu gebrauchen. Ach! und die Musiker! Von denen habe ich das meiste gelitten. Vor zwei Monaten war es, als hier im Saal die beiden berühmten Compositeurs ihre Sachen aufführten. Wie der erste geendigt hatte, konnte ich ihm richtig mit fließenden Thränen an seinen Hals fallen, und der Mann klopfte mir selber über mein Entzücken gerührt mit aller Freundschaft auf den Rücken, wir

drückten uns recht herzlich zusammen, und er sagte ganz laut, er habe noch keinen so gründlichen Kenner in allen Reichen kennen gelernt. Nun brannte der andere Mann aber auch sein Kunststück los. Thränen hatte ich nicht mehr, es meldete sich aber ein großartiges Schluchzen, was noch höher lag als die Thräne, — und ein ganz stummer Druck, ein Vergehen, Aufgelöstseyn, fast sterbend in die Arme des Zweyten hinfallen, ja ein reelles Abstehn mußte diesen großen Meister belohnen. Der grobe Schelm ließ mich aber geradezu auf das Parket hinschlagen, ohne mir seine dankbare Brust unterzustemmen, und sagte, wie ich in der Kunstohnmacht lag, höhnisch zu mir: bleiben Sie in des Himmels Namen liegen, denn wer über die Stümperei jenes Menschen dort weinen kann, verdient gar nicht einen Ton von mir mit seinen Ohren aufzufassen. So erhob ich mich, um Trost bei meinem großen Freunde zu suchen, dessen allergrößter Kenner ich war. Er sprang aber auch vor meinem Ausruf weg, so daß ich mit der Nase fast an die Wand stieß, unter dem nichtigen Vorwande, daß wer so wenig ächtes Gefühl besitze, daß er das Armselige wie das Edle so übermäßig

bewundern könne, für die Kunst ein mißgeschaffenes Ungeheuer sey. Wie ich nun bei meiner Geliebten Hülfe suchen wollte, war sie ebenfalls gegen mich empört, denn ich hatte bei ganz unrechten Stellen geweint und da am lebhaftesten empfunden, wo grade die wenigste Empfindung hingehörte. O Theuerste, Verehrteste, möchte man nicht fast veranlaßt seyn, den Schwur zu thun, daß man bei Arioso und Cavatine, Finale und Ouvertüre, Adagio und Presto nur mit ruhig gekretschten Beinen dasitzen und höchstens zuweilen den Tact schlagen wolle: denn wenn all dies Hämmern und Puffen, dies Abarbeiten unsers irdischen entzückten Herzens, diese weissagende rinnende Thräne, die den Wiederschein der Unsichtbarkeit im Niederkollern abspiegelt, zuweilen groß und stark wie Haselnüsse, wenn alles dies nichts fruchtet, sag' ich noch einmal, es statt paradiesischer Sympathie nur die infernalische Antipathie erregt, so wünschte man ja lieber Balgentreter oder Schmiedegesell, als ächter Enthusiast zu werden. Darum wundert Euch nicht, wenn ich der undankbaren Kunst wieder einmal den Rücken wende.

Als man über diese Geständnisse lachte, sagte der Laye im frohen Muth: in meinem Leben gehören die Leiden der Musik auch zu den empfindlichsten. Nicht der zu starke Enthusiasmus hat mir geschadet, wohl aber sind meine Kinder- und frühen Jugendjahre mir durch Musik verbittert worden. Lächerlichkeiten, an die ich noch jetzt mit einigem Schrecken denken muß.

Sprechen Sie, alter Freund, rief der Kapellmeister, habe ich doch auch schon erst mein Leiden geklagt, was Sie freilich nicht mit angehört haben.

Ich mochte zwölf Jahr alt seyn, fing der Laye an, es ging mir gut, in der Schule rückte ich schnell hinauf, meine Lehrer und meine Aeltern waren mit mir zufrieden, als ein böser Geist, dieser Behaglichkeit und Harmonie zürnend, sein Unkraut unter den aufwachsenden Waizen säete. Mein Vater, ein strenger, aber heiterer Mann, ließ mir frei, meine Bestimmung zu wählen, er war ein Freund der Musik, aber ohne alles Talent. An einem Nachmittage fragt er mich, ob ich vielleicht Lust hätte, ein Instrument zu spielen. Mir war der Gedanke noch niemals gekommen;

Ich solle es mir überlegen, er verlange es nicht, aber wenn ich mich entschließe, müsse ich auch Ernst machen. Darauf kannte ich ihn, ich wußte, daß er sich nicht wundern würde, im Fall ich keine Musik triebe, aber einmal angefangen, durfte ich die Sache niemals wieder fallen lassen. Mir war, weil mein Ohr noch schlief, bis dahin alle Musik höchst gleichgültig und langweilig vorgekommen. Die Opern haßte ich gradezu, weil bei den Arien und Duetten, von denen ich nichts vernahm, die Handlung, die mich einzig interessirte, stehen blieb. Nie war in unserm Hausbedarf von Musik etwas vorgekommen, ausser in den Stunden bei dem Tanzmeister, zu dessen vorzüglichsten Scholaren ich gehörte, der es mir aber nie hatte deutlich machen können, daß die Musik seiner Geige mit zum Tanz gehöre. Traf ich daher gleich anfangs den Tact, so tanzte ich meine Menuet, Cosak, oder was es war, trefflich hindurch. Fehlte es mir aber, so half kein Aufkratzen, Anhalten, Beschleunigen, mich wieder in den verlornen Tact zu werfen. Ich hielt es auch gradezu für Aberglauben, daß man herkömmlich zum Tanzen aufspiele. Konnte mich schon hier die Musik ängsti-

gen, so brachte sie mich in der Kirche, die mir schon nicht erfreulich war, fast zur Verzweiflung. Meine Nerven waren schwach, und die losbrausende Orgel mit ihren schmetternden Tremulanten verwirrte mein Gehirn, und unerträglich fiel mir der unisone kreischende Gesang der Gemeine. Mit beiden habe ich mich auch noch nicht vertragen lernen: die Orgel, sey sie eine erhabene Erfindung, erschreckt und ängstigt mich, und dieser Choralgesang, der sich so demüthig, wie gefesselte reuige Verbrecher, auf dem Boden hinschleppt, nimmt mir, so oft ich ihn auch gut vorgetragen höre, allen Muth, alle Poesie und Musik erlischt bis auf das letzte Fünkchen in meinem Gemüth, und ein nüchterner Lebensüberdruß bemächtigt sich meines Geistes.

Darüber ließe sich viel sagen, meinte der Kapellmeister, doch komme auch wohl eine Idyosynkomsie des Layen hinzu.

So fern, begann dieser wieder, stand ich aller Musik, und jeder Spur eines Talents dafür, als der böse Geist es mir in den Kopf setzte, in mir sey ein großer Violinspieler verborgen. Die Geige wurde angeschafft, ein Lehrer angenommen. Es hatten

sich aber nun der seltsamste Scholar und der wunderlichste Meister zusammen gefunden, denn er unterrichtete mich eigentlich so, als wenn ich schon seit Jahren ein nicht unwissender Violinspieler gewesen wäre. In der ersten Stunde ließ er mich nur die Geige anstreichen, was mir bei meinen zarten Nerven keine Freude verursachte. Zur folgenden hatte er mir schon ein Buch gemacht, und einige leichte Lieder hinein geschrieben. Dies Stück, sagte er, geht aus D dur; es war: Blühe liebes Veilchen. Ich bekümmerte mich nicht weiter darum, was die beiden Kreuze oder D dur zu bedeuten hatten, ob es eine oder mehrere Tonarten gäbe, was die Tactabtheilung, oder die Striche an den Noten bedeuteten, sondern wir spielten nun wohlgemuth das Lied durch, und ich ihm nach, Fingersetzung und Alles aus dem Gedächtniß. So ging es beim zweiten und dritten Liede, welches aus C dur ging. Ich sah wohl, daß nun die Kreuze fehlten, und er nannte jedesmal die Tonart, wenn ich falsch griff, fand es aber gar nicht nothwendig, weitere Erklärung hierüber, oder über die Dauer der Noten hinzu zu fügen. Es klingt mährchenhaft, aber eben so wahr

ist es, daß ich in dieser Manier sechs bis sieben Jahr die Geige gestrichen habe, ohne daß der Trieb in mir erwachte, der Sache näher auf den Grund zu kommen, oder daß er es nothwendig geachtet hätte, unsrer practischen Kunst einige Theorie anzuhängen. Uebrigens kann man sich vorstellen wie es lautete. Da ich Länge und Kürze der Töne, ihre Abweichung in Moll und alles, was die Musik ausmacht, ohne jedes Verständniß, nur aus dem Gedächtniß spielte, (denn ich kannte nur die Note an sich selbst, so wie sie auf der Linie stand, und nichts weiter) da ich überdies gar kein Gehör hatte, den Bogen schlecht führte und in der Fingersetzung häufig irrte, so begreift sich's, was ich für ein Scharivari hervorbrachte. Mein Meister, der wirklich geschickt im Spiel war, klagte in jeder Stunde über seine Ohren. Ich selbst litt, so oft ich die Violine unters Kinn nahm, wahre Höllenpein. Dies Schnarren, Pfeifen, Mauzen und Girren war mir unerträglich: selbst der beste Geiger hat, wenn man ihn zu nahe hört, einen Nebenton, die stark angestrichene Saite, besonders in der Applikatur, überschreit sich zuweilen, aber bei mir thaten sich fast nur die

abscheulichsten Mißtöne hervor. Da meine Nerven so stark afficirt wurden, so zeigte sich mein Widerwille gegen dies Geheul und Schnarzen, welches meine Finger so dicht vor meiner Nase erregten, auch deutlich in meinen Gesichtsmuskeln, der Mund und die Wangen begleiteten mit widerlichen Verzierungen die hohen und tiefen Töne, die Augen klemmten sich zu und rissen sich auf, und ich fühlte deutlich, daß manche neue Falten und Lineamente sich formirten, die ursprünglich nicht für ein gewöhnliches menschliches Gesicht berechnet waren. Mein tiefsinniger Meister schüttelte oft sein Haupt und meinte, so wenig Talent als ich, habe keiner seiner Scholaren. Mir begegneten aber auch in der That mehr Unglücksfälle, als ich sonst bei ausübenden Künstlern wahrgenommen hatte. Kamen wir so recht in Eifer und lieferten, nachdem ich schon länger studirt hatte, die raschen muthigen Passagen: so rutschte im Allegro mein Bogen über den Steg, und im Entsetzen ließ mein Lehrer die Geige sinken, denn welcher Ton alsdann im heftigen Streichen aufquikt, weiß nur der, dem dieses Abentheuer begegnet ist. Mehr wie einmal fiel der Steg selber

um, wie aus Mitgefühl, und ein heftiger Knall endigte mit Macht ein schmachtendes Larghо mitten in der Note. Einmal sogar, und ich dachte der Tod ergriffe mich, brach der Knopf ab, der unten das Saitenbret festhält, und sprang unbarmherzig gegen meine Nase. Für diese Stunde war denn unsre Harmonie zu Ende, und das Instrument mußte erst wieder hergestellt werden. Nach einem Zeitraum war denn auch mein Vater so neugierig zu hören, wie ich mich applicire. Ich trug ihm einige der Lieder vor, die ich am beßten inne zu haben glaubte. Er erschrack über das, was er hörte, und erstaunte noch mehr über das, was er sah. Er meinte nämlich, in der Kunst, Gesichter zu schneiden, sey ich unbegreiflich weit vorgeschritten, und meine Musik könne doch von Nutzen seyn, Ratten und Mäuse zu vertreiben; er warnte mich nur zum Beschluß, den Ausdruck meiner musikalischen Physiognomie doch etwas zu beschränken, weil ich außerdem auf dem graden Wege zum Affen sey. Das war mein Lohn dafür, daß ich das damals populäre rührende Lied: Hier schlummern meine Kinder ꝛc. ihm nicht ganz ohne Glück vorgetragen hatte, denn dies war grade-

zu meine Lieblings-Arie, in der ich firm zu seyn glaubte, die auch in den Mitteltönen mit melancholischer Gesetztheit verweilte, und nicht in den Diskant oder gar in die Applikatur hinauf stieg, die ich ein für allemal verabscheute.

Hatten Sie denn aber gar keinen Ersatz für diese mannigfaltigen Leiden? fragte der Kapellmeister launig.

Wenig, erwiederte der Laye: als mein Lehrer es nöthig fand, wegen des Ausdrucks für mich ein Sordin zu kaufen, den ich mit Freuden aufsteckte, weil es doch einmal einen andern Ton gab: die Dämpfung auch wie ein spanischer Reiter es dem reißenden Bogen unmöglich machte, wieder jenseit dem Steg zu springen. Auch machte es mir innige Freude, als wir erst weiter vorgerückt waren, in den Ouvertüren die Vier und Sechszigtel als eine und dieselbe Note dreißigmal abzuspielen, welche immer gegen Ende des Stücks, kurz vor dem Aufzug der Gardine, vorkommen. Diese wiederholte ich gern in der Einsamkeit, weil in diesen Passagen keine große Schwierigkeit ist, mir auch der so oft wieder-

holte Ton die Empfindung gab, als wenn ich in meinem geliebten Theater säße.

Aber damals, fragte der Kapellmeister, hatten Sie doch wohl einige klare Begriffe von der Musik?

So wenige, antwortete der Laye, wie in der allererſten Stunde; Tact, Vorzeichnung, Tonart, nichts von alle dem begriff ich, sondern spielte Sonaten und Symphonieen so pur aus dem Gedächtniß hin, wie ich es von meinem Lehrer hörte; auch vernahm ich keine Melodie, keinen musikalischen Gedanken, hie und da führten mir wohl ein paar Tacte eine Art von Verständniß herbei, das ich aber nie weiter verfolgen konnte. So fern war ich allem Begreifen, daß ich mir einmal einbildete, weil g, h, a und b vorkommen, daß das ganze Alfabet wohl in den Noten enthalten sey, und daß man bei der Composition eines Liedes nichts zu thun habe, als die Noten zu nehmen, die den Buchstaben eines Wortes bezeichneten, und sie nun schneller oder langsamer abzuspielen. Wie ich nun meinen Lehrer fragte, wo denn das m, r oder p stecke, wurde ich zwar von diesem sehr verlacht, aber doch nicht besser belehrt, denn er erstaunte nur im-

mer von neuem über meine ungeheure Einfalt, daß ich das alles nicht wisse, was sich doch von selbst verstehe. Eben da mir alle Musik nur wie ein Scharivari vorkam, so ließ ich mir beigehn, auch selbst einmal zu componiren. Der Tact schien mir gleich ein Vorurtheil, eine Tonart brauchte ich noch weniger, und nie werde ich die Freude vergessen, die ich meinem Meister machte, als ich meine wild zusammengewürfelten Noten ihm als meinen ersten dichtenden Versuch überbrachte. Er wollte sich ausschütten vor Lachen, und konnte nicht müde werden, sich unter Lust und Freude meine Phantasie vorzuspielen. Mir klang sie wie jede andere Musik.

Der braune alte Italiener erfreute sich sehr über diese Erzählung, und selbst der finstre Graf lächelte. Es ist unbegreiflich, sagte der Baron, daß Sie so lange ausgehalten haben. Ich mußte wohl, erwiederte der Erzähler, meines strengen Vaters wegen, da ich das Ungethüm einmal angefangen hatte. Sonst bekümmerte er sich nicht weiter um meine Kunst, weil er einigemal, da ich ihm Sonntags Nachmittags einen Zeitvertreib machen sollte, von meinem

Spiel, wie er behauptete, Zahnschmerzen bekommen hatte. Einmal widerfuhr mir als ausübenden Künstler eine ausgezeichnete Demüthigung. Die Besitzerin des Hauses, in welchem wir wohnten, hatte zum Geburtstage ihrer erwachsenen Tochter eine große Anzahl hübscher Mädchen gebeten. Um das Fest unerwartet fröhlich zu machen, hatte die gute Dame mit meiner Mutter die Abrede getroffen, ich solle heimlich mit meiner Geige hinauf kommen, im Nebenzimmer plötzlich stimmen, und den überraschten schönen Kindern dann einige englische Tänze aufspielen, damit sie einmal im Saale recht wohlgemuth herumspringen könnten. Ich wurde in das Nebenzimmer mit allem Geheimniß geführt: ich sah durch den Vorhang in die allerliebste Versammlung hinein, — aber nun, — die Geige stimmen! Wie gemein! Ich hatte es auch in meinem Leben nie versucht, weil mein Meister das besorgte, ich hörte auch niemals einen Unterschied, wenn sie nach seiner Meinung im Stande war, und wenn sie nicht jetzt schon richtig stimmte, so konnte ich auf jeden Fall nur Uebel ärger machen. Es schien mir edler sowohl wie vorsichtiger, mit meiner Lieblings-Arie

mich anzukündigen, und so ließ ich dann plötzlich das: „Hier schlummern meine Kinder" anmuthig ertönen. Die Freude dieser Nicht-Schlummernden war unbeschreiblich, mit Jubel ward ich in den Saal gezogen, wo ich wie geblendet stand, da ich noch niemals so viele reizende Wesen beisammen gesehen hatte. Das war ein Fragen und ein Bestellen; ich zeigte ihnen die englischen Tänze, die mir mein guter Meister in mein Notenbuch geschrieben hatte, ich spielte einen auf, aber er wollte nicht passen. Sie fragten nach der Anzahl der Touren und dergleichen, was mir alles unverständlich war. Ich sollte ihnen den Tanz und die Musik dazu arrangiren. Ich versuchte noch einen Tanz und eben so den dritten, nun war meine Kunst zu Ende, und da auch diese nicht paßten und wir uns gar nicht verständigen konnten, so mußte ich, den sie im Triumph eingeholt hatten, mit der größten Beschämung wieder abziehen, und sie endigten ihren Nachmittag in Verdruß, der ihnen ohne die plötzliche unerwartete Freude heiter verflossen wäre. Meiner Mutter, die mich ausfragte, erzählte ich, die Mädchen hätten eigentlich gar nicht tanzen können; und so kam es mir auch vor, da sie sich

aus meinem Spiel nicht zu vernehmen wußten. — Mein Meister wurde endlich zu einer auswärtigen Kapelle verschrieben, und nun glaubte ich, meiner Qual los zu seyn: mein consequenter Vater aber hatte schon wieder einen neuen Lehrmeister bei der Hand, der, als ich ihm meine Künste vorgespielt hatte, die Sache gründlich wieder von vorne anfing. Ich, der ich schon Symphonieen und die schwierigsten Sachen vorgetragen hatte, mußte jetzt jene mir verhaßten Choräle und Kirchenmelodieen einlernen, lauter Noten aus halben oder ganzen Tacten, weil mein neuer Meister behauptete, ich hätte weder Strich noch Fingersetzung. Dieser hatte ein so delicates Ohr, daß er bei meinen Mißtönen fast ärgere Gesichter schnitt, als ich selber, er lachte auch niemals über meine Ungeschicklichkeit und Mangel an Talent, wie der erste, sondern nahm sich die Sache sehr empfindsam zu Herzen, und war manchmal fast dem Weinen nahe. Zum Glück dauerte diese neue Schererei etwa nur ein halbes Jahr, worauf ich zur Universität abging, und seitdem kein Instrument wieder angerührt habe. Diese Bekenntnisse, meine Herren, schildern nur kurz den geringsten Theil meiner

musikalischen Leiden, denn wenn ich sie ganz hätte darstellen wollen, würde mir Zeit, und Ihnen die Geduld ermangeln.

Jetzt ist die Reihe an Ihnen, sagte der Baron Fernow, indem er sich zum alten Italiener wandte, Sie haben bei diesen Erzählungen eine besondere Freude gezeigt, und es ist wohl billig, daß Sie uns auch einige Ihrer Leiden mittheilen, die Ihnen wohl, als einem alten Virtuosen, nicht gefehlt haben können.

Ach! meine Herren, sagte der Alte mit einem sonderbaren Gesicht, meine Leiden seyn zu tragisch, um Plaisir zu machen, auch kann meine welsche Zunge nicht in die Landstraße von der deutsch Idiom recht fortkommen, muß daher um Nachsicht anfleh, wenn meine Confession etwas mit Confusion verschwägert seyn sollte. Ich war von Jugend auf Musiko, und guter Tenor, frisch auf Theatern mit Glück in Napoli gesungen, und brav beklatscht und e viva! mich zugerufen. Ging nach Rom, gefiel nicht so ausnehmend, denn die Herren Romani seyn kritischer Natur, bilden sich ein, die feinste Ohreinrichtung in den ganzen Italia zu haben. Ach! aber hier sah ich im

Carneval eine junge Demoiselle, die Stunde bei mich nahm, um nachher in Firenza zu singen, auch auf das Theater. Ach! welcher Ton! welche Talente! welche Augen! Nun das war ein cara mia, amor und mio cuor, bis wir, eh wir uns das Ding versahn, mitsamm davon gelaufen waren, und singen nun in Firenza auf Theater aus Leibesmacht als Mann und Frau. Hatten viel Zärtlichkeit in der Eh, aber auch manchen Verdruß, denn cara mia war der Jalousie ergeben, und meine Wenigkeit war dazumal ein gar hübscher Giovine und die Frauenzimmer rührten leicht mein Herz. Doch alles ging gut, bis wir in eine deutsche Residenz engagirt wurden. Da lebte ein Musiko, so recht ein Theoretiko, voll Prätension, aber gescheidt, dabei ein hübsch wohlgewachsen Männel. Der Hortensio gefiel meiner Cara, und sie wollte nun seine Schülerin vorstellen, in edel große Manier singen, mit Seele, wie Hortensio sagte, nicht mehr aus Hals und Kehle, sondern so wie die Deutsche meinen, aus das Gemüth heraus. Gemüth! eine extra deutsche Erfindung, die alle andern Natione gar nicht kennen. Bis da-

hin hatte die Gute ihren schönen Ton gehabt, grausame Höhe, hell wie Glas, spitz, laut, mochte Compositeur componiren wie er wollte, brachte er seinen hohen Ton, flugs hatten wir ihn weg, richtig mußte er in seine Passage und Cadenz hinein, hinaufgeschroben, höher und immer höher, da oben dann umgeschwenkt und wieder hinabgegurgelt, und brava! brava! bravissima! aus den Logen herausgeschrieen, mit Fächern und Händchen geklopft, mia cara sich verneigt, Arme kreuzweis vor der Brust, und keinem Menschen wars eingefallen, daß monsieur Compositeur da hatte Gedanken, aparte Fühlungen hineindrechseln wollen. Aber Hortensio! Hortensio! bestia maladetta! denk' ich, der Schlag soll mich rühren, wie ich zum erstenmal die seelische Manier in mein Ohr hinein hör! Keine Passage, keine Uebergänge, keine Triller, singt daher wie ein Kalb, das geschlacht werden soll, pur ohne Manier und Methode. Ich war der primo uomo, konnte aber nicht lassen, meine prima donna im Liebesduett rechtschaffen in den runden Arm zu zwicken. Schreit sie auf gefährlich: meinen die Leut, das soll auch große neue Manier seyn, und fangen an zu lachen. Von dem Tage

Zwietracht unter uns, kein Beifall vom Publikum mehr. Hortensio war großer Theoretiker und Enthusiast, wollte aber keinen Amanten abgeben, war verheirathet an eine gute Frau, die nach deutscher Manier ganz Seele war. Nun steigt in meiner zarten Isabelle die Bosheit immer höher. Sie will retour in alte brillante Manier, verflucht Seele und Gemüth, aber war nicht anders, als wenn die Töne wie Besessene durcheinander schrien, kochte und zwirbelte oft in der Gurgel, murrte und pfiff, als wenn Satansbrut in dem kleinen Hals mit einander auf Gabel und Besenstiel wie zum Schornstein hinaus auf die liebe Blocksberg fahren und rutschen wollten. So war das Elend komplett, fehlte nur noch, daß sie mir alle Schuld gab, und das that sie denn auch redlich: ich sänge so schlecht, wäre rückwärts gegangen: enfin, wir kriegten beide unsern Abschied mit kleine Pension. Zogen durch alle Provinz, den wohlfeilsten Ort anzutreffen und fanden immer die allertheuersten, gaben Concert, ich Privatstund im Singen. Die cara Isabella konnte aber Musik nicht aufgeben, und je ärger es wurde, je lieber sie sang, als kein Mensch mehr zuhören wollte, trieben wir

das Spektakel privatissime auf unserer Stube. Ja, da mußte ich ganzer Mann seyn, um mit meine Heroismus das Schlachtgeschrei auszuhalten, und oftmals dachte ich, es müßte gesterben werden. Wir hatten großen mächtigen Kater, der lag immer auf das Klavier: sehn Sie, das Kerl fürchtete sich weder vor Ratz noch Maus, lief vor keine noch so große Hund, und hatte sich mal mit einem allmächtigen Bullenbeißer gekratzt: aber so wie meine Gemalin nur den Deckel aufmachte, um die Harmonie loszulassen, so lief das Katz was es konnte bis auf den alleroberſten Boden. Wir tollten so gewaltig, daß uns kein Wirth mehr zum Miethsmann einnehmen wollte. Natürlich mochte nun kein Mensch mehr unser Concert hören, denn die menschliche Ohr seyn meistentheils etwas zart construirt und sehr viel Menschen haben fast natürlichen Widerwillen gegen Detoniren und widerwärtigen Gesang.

An einem Tage sagte mir die Gattin, ich soll meine beßte Kleid anziehn, es sey große reputirliche Gesellschaft von Zuhörer gebeten. Wir sangen und tobten, es war aber kein Mensch da. Wie ich in der Nacht darüber mit ihr redte, sagte sie, die ge-

wöhnliche Menschheit sey zu platt und grob organisirt, ihre Kunst zu fassen, darum habe sie überirdische invitirt, die klagten niemals über Dissonanz, ich aber sey ein Gesell zu plump, um die feinen Creaturen mit meine dumme Augen zu sehn. Nun gings immer so fort mit die Engelssocietäten, und sie erzählte mich viel von dem großen Beifall, den ihr Vortrag bey die Kenner fände. Am andern Abend, als wieder große Geisteraffamblée bei uns war, und wir beide gnug schrien, sagte sie zu mir plötzlich, ich sänge entsetzlich falsch, es sey nicht auszuhalten, und König David, der gewiß ein Kenner in Musiken sey, wolle gar nicht wieder kommen, wenn ich nicht richtiger und mit mehr Respect sänge. Ich sollte gleich hin, und Majesté um Verzeihung bitten. Wo sitzt er denn? Da, nahe am Ofen, denn der alte Herr hätte etwas kalt. Ich trug meine submisse Devotion in höfliche Redensart vor und wurde pardonirt.

Armer Mensch! sagte der Kapellmeister gerührt, und wie lange lebte die Wahnsinnige noch?

Bitte sehr um Verzeihung, erwiederte der Italiener, meine selige Gattin nicht zu lästern, war nichts weniger wie etwa toll im Kopf, dachte es auch erst, sah aber bald meinen Irrthum. Denn als es

noch kälter wurde, die Tage immer kürzer, die Selige mich auch tüchtig tribulirt hatte und ich mir fast den Hals entzwei gesungen, weil diesmal alle Maccabäer uns die Ehre erzeigten, da sah ich, wie ich Licht hereinbrachte, die ganze Stube voll unsichtbarer Menschen, will sagen, verstorbene Geister. Seitdem mir nun die Binde von meinen Augen herunter gefallen war, habe ich manche interessante Bekanntschaft unter die Abgeschiedenen gemacht, und hatte nun gar nicht mehr nöthig, viel mit die sterbliche Menschen umzugehn.

Das glaub' ich, sagte der Baron, indem er den Erzählenden mit einem prüfenden Blicke anstarrte; die Tochter rückte etwas weiter von ihm weg, der Enthusiast war erstaunt, der Laye lachte, und nur der Graf, welcher ihn schon kannte, blieb ruhig. Wir sahen ein, fuhr der Alte fort, daß die zu ausgebreitete Bekanntschaft mit der ganzen Vorzeit etwas lästig werden könnte, und beschränkten uns nachher fast nur auf die berühmten Musiker. Ja, meine Herren, da habe ich nachher erst Dinge über Contrapunkt, Wirkung, Ausbeugung über Character der Tonarten erfahren, die in keinem Buche stehen. Aber meine liebe Frau starb bald, und seitdem habe ich den Umgang auch nicht fortsetzen

können, denn alle die Herren haben sich seitdem mir nicht wieder gezeigt.

Der Baron fragte den Grafen nach einer Pause, ob er nicht auch vielleicht einige musikalische Leiden vorzutragen habe, und dieser, der bis jetzt geschwiegen hatte, fing so an: Ihre Klagen, meine Herren, waren zum Theil darüber, daß sie mit der Musik in Verbindung kamen, ohne eigentliche Lust oder scharfen Sinn für diese Kunst zu besitzen. Mein Elend kommt von der entgegengesetzten Seite. Von frühester Jugend war meine Freude an Musik, mein Trieb zu ihr überreizt zu nennen, auch machte er meinen Aeltern und Erziehern gnug zu schaffen. Ich wollte in meiner Jugend nichts anders lernen, und verwünschte oft meinen Stand, der mich hinderte, ein ausübender Künstler zu werden. Wo nur ein Ton erklang, wo nur Gesang tönte, da war ich gleich mit ganzer Seele, und vergaß alle meine Geschäfte. Mein Vater, ein ernster, heftiger Mann, zürnte über meinen Enthusiasmus, der allen seinen Absichten feindlich zu werden drohte. Da ich auch zu leidenschaftlich war, und im jugendlichen Enthusiasmus wähnte, ich könnte meine Kunst nicht fanatisch gnug vertheidigen, so verletzte und kränkte ich oft meinen Vater auf ungeziemende Weise, und die-

ser Kampf, Reue und Zerknirschung über meine Hitze, Verstimmung gegen die Welt und mich, dies traurige, zerrissene Wesen verdarb mir völlig die Heiterkeit meiner Jugend, denn der gewaltsam errungene Genuß meiner Kunst war doch nicht im Stande, mir alles das zu ersetzen, was ich einbüßen mußte. Ja, sey es nun, daß meine Erwartungen zu hoch gespannt waren, daß meine Ahnung für das Höchste zu sehr meine Forderungen stimmte, so wurden mir auch die Werke der Kunst selbst, so gut wie ihr Vortrag, oft allzusehr verkümmert. Denn ich glaubte nicht selten wahrzunehmen, daß man so vieles in die Musik aufgenommen habe, was dieser Kunst ganz fremd bleiben müsse, daß sie meistentheils zu sehr zum Zeitvertreibe herabgesunken sey, daß sie um ihrer unmündigen Effecte buhle, und daß die wenigsten Sänger nur wissen, was Vortrag und Gefühl sey. Eine tiefe Schwermuth konnte sich meiner bemeistern, daß fast nirgend in der Welt die Stimmung angetroffen werde, die ich für nothwendig hielt, wenn diese hohe Kunst ihr Element finden sollte. Ich mußte denn endlich meinem Vater doch nachgeben und an den Geschäften Theil nehmen. Die Arbeit wurde mir leichter als ich mir vorgestellt hatte, und mein Vater, der mich wegen meiner Kunstliebe

für fast blödsinnig gehalten hatte, war so mit mir zufrieden, daß seine ehemalige Zärtlichkeit gegen mich erwachte. Nach einigen Jahren ward ich in diplomatischen bedeutenden Geschäften an einen großen Hof gesendet. Seit lange hatte ich die neuen Sänger und Sängerinnen beobachtet, und war fast mit allen unzufrieden. Wenn die Stimme das Gefühl, den Enthusiasmus der Leidenschaft ausdrücken soll, so muß sie sich großartig erheben, mächtig anschwellen, und die Höhe nur deswegen suchen, um die stärkste Lichtregion und Kraft zu gewinnen. In dieser Gegend ist es, wo Componist und Sängerin das Uebermenschliche der Liebe, der Klage, der Andacht nnd jeder Regung der Seele ausdrücken können. und doch fand ich fast immer, daß der Wohllaut, die Wollust dieser Klänge nur gebraucht wurden, um eine kleine Künstlichkeit, eine Art Springerei anzubringen, eine Virtuosität, die wohl ganz nahe an die der Seiltänzer gränzt, und von der ächten Kunst ganz ausgeschlossen seyn sollte. Noch schlimmer fast erschienen mir Diejenigen, die nach einer ziemlich verbreiteten neuen Manier den Ausdruck anbringen wollten. Kein Crescendo, kein Portament der Stimme, sondern ein plötzlicher Aufschrei, wie ein Angst- oder Hülferuf, dann ein eben so plötzliches Verhau-

chen, ein unmotivirtes Sinkenlassen der Stimme, ein dumpfer Seufzer statt des Tons, und so fort in diesem schroffen eckigen Wechsel, so daß ich jetzt nichts hörte, und jetzt wieder von grellen Tönen erschreckt wurde, ein Unfug, den oft ein ganzes Publikum bewunderte, und der mir noch jenseit allen Anfangs der Schule zu liegen schien, oder mir vielmehr wie der rohe unmusikalische Gegensatz alles Gesanges vorkam. Von dem neuesten Geschmack der Opern will ich schweigen, denn hier fände ich meinen Klageliedern kein Ende.

Als ich dem fremden Hofe mich vorgestellt hatte, empfing ich bald darauf den Bescheid, daß ich mit einem wichtigen Auftrage schnell in mein Vaterland zurück müsse. Am Abend war beim Bruder des regierenden Fürsten Concert, und eine fremde Sängerin wollte sich zum erstenmal hören lassen. Ich begab mich in den Concertsaal. Nur der Sängerin Nacken, dessen blendende Weiße von einem wunderlich gekräuselten braunen Löckchen erhöht wurde, konnte ich wahrnehmen, so wie einen Theil des fein gerundeten Ohres, so dicht war das Gedränge. Aber jetzt erhob das Mädchen den Ton, und ging in einen zweiten über, und stralte den dritten aus, so mächtig, edel, rein, voll und lieblich zugleich, daß ich

wie bezaubert stand, denn das war es, wie ich es mir immer gedacht, ja es war mehr, wie ich es mir gewünscht hatte. Dieser reine, himmlische Discant war Liebe, Hoheit, zarte Kraft und Fülle der edelsten, der überirdischen Empfindung. Da hörte ich nicht den spitzen, blendenden Glaston, der noch die Harmonika überschleift, nicht die Betäubung in der letzten, schwindelnden Höhe, die wie mit Spitzen das Ohr verletzt und durchbohrt, nicht die Ohnmacht an der Grenze der Stimme, die erst ein Mitleidsgefühl in uns erregt, und von diesem dann Hülfe und Beifall bettelt: nein, es war die Sicherheit selbst, die Wahrheit, die Liebe. Nun begriff ich erst, wie Hasse hatte wagen können, zuweilen in seinen Arien durch viele Totte den Sopran auf ein und zwei Silben trillern, sich senken und wieder steigen zu lassen. Ich war so entzückt, daß ich mich und alles vergaß, ich legte in diesem höchsten Augenblick meines Lebens das sonderbare Gelübde mir selber heimlich ab, daß nur dieses Wesen mit dieser Wunderstimme, oder keins, meine Gattin werden sollte. Der Rath und der Laufer des Fürsten hatten mich schon zwei, dreimal erinnert. Ich mußte zum regierenden Herrn in das Schloß hinüber. Ich hatte viel zu thun, meine Lebensgeister zu dem sehr bedeutenden Gespräche zu

sammeln. Nach der Audienz mußte ich mich in stürmischer Nacht in den Wagen werfen. Kein Diener, am wenigsten der alte Rath, mein Begleiter, wußten mir von der Sängerin etwas zu sagen. In meinem Vaterlande angekommen, mußte ich Tag und Nacht arbeiten, ich konnte meinen Vater, der auf dem Krankenbette lag, nur wenig sehn. Als ich fertig war und meinem leidenden Vater jetzt meinen Trost und Dienst widmen wollte, konnte ich ihm nur noch die Augen zudrücken. Jetzt mußte ich erst, wie theuer mir der edle Mann gewesen war, doch durfte ich nun meiner Neigung folgen, ich entzog mich den Staatsdiensten. Sobald es meine geordneten Geschäfte zuließen, reisete ich nach jener Residenz zurück, — aber — und wie ist dies zu begreifen? Kein Mensch, kein Musiker, Niemand am Hofe wollte von jener Sängerin, oder jenem Abend, den ich beschrieb, etwas wissen, als sey diese einzige, himmlische Stimme eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, die man kaum bemerkt und dann vergißt, oder als sey ich in Wahnsinn und Bezauberung, daß ich mir alles nur eingebildet habe.

Als jede Nachforschung vergeblich war, suchte ich auf Reisen jenes Wunder wieder anzutreffen. Darum versäumte ich kein Concert und keine Oper,

suchte jede musikalische Versammlung auf, und immer vergebens. Seit zwei Jahren führe ich dies unruhige traurige Leben, und heut Abend dacht' ich thöricht zu werden, denn in der fremden Dame glaubte ich meine Unbekannte gefunden zu haben, dieselbe Locke im Nacken, derselbe feine Contour des Ohrs; und Mund und Physiognomie schienen mir ganz wie die einer Sängerin.

Die Tochter des Hauses versicherte noch einmal, daß das junge Frauenzimmer keine Kenntniß in der Musik besitze. Denken Sie denn Ihr sonderbares Gelübde zu halten? fragte hierauf der Baron.

Ich muß wohl, erwiederte der Graf, denn, mögen Sie auch lächeln und es unbegreiflich finden, jener wunderbare süsse Ton hat mir Liebe, wahre Liebe eingeflößt. Warum soll denn unser Auge der einzige Sinn seyn, der uns dies Gefühl, diesen enthusiastischen Taumel zuführt? Ich träume von dieser Engelsstimme, immer vernehme ich sie, alles erinnert mich an diesen Ton: o Himmel! wenn er verschwunden, wenn sie gestorben seyn sollte! Ich mag mir die Unermeßlichkeit dieses Elends gar nicht vorstellen.

Die übrigen, den Layen abgerechnet, schienen diese Leidenschaft nicht begreifen zu können, oder an sie glauben zu wollen. Da es spät war, trennte man

sich, und der Italiener begleitete den Grafen, in dessen Hause er wohnte.

Excellenza, fing er in einer einsamen Straße an, thut mir die Gefälligkeit, mich übermorgen vor das Thor da in den Tannenwald zu begleiten, da will ich mir umbringen.

Narr! sagte der Graf, was fällt Euch einmal wieder ein? Habe ich nicht versprochen, für Euren Lebensunterhalt zu sorgen?

Alles recht schön, sagte jener, danke auch für die Großmuth; aber ich bin mein Leben völlig satt, so sehne ich mir nach meiner abgeschiedenen Hälfte.

Damit Ihr auch jenseit, fragte der Graf, Euer Katzenkonzert wieder fortsetzen könnt?

Nicht blos deswegen, erwiederte der Alte, bin aber mit Isabellen so gewohnt gewesen, mit Paletrina, Durante, Bach und alle große Leute, den königlichen Kapellmeister David mit eingerechnet, zu leben, daß ich es mit so ordinären Menschen nicht mehr aushalten kann. Wie rathen mich, Excellenza, daß ich mir umbringen soll, hängen, schießen oder ersaufen?

Ich werde den Narren einsperren lassen, sagte der Graf.

Hat jedes etwas für sich, fuhr der Italiener fort,

ohne sich stören zu lassen: Luft, Feuer, Wasser; jedes ein ganz gutes Element. Ein einziges Ding könnte mich mein Leben versüßen, so daß ich wieder in die Lebenslust einbiße.

Nun, und was?

Daß ich den Herrn Hortensio nochmal anträfe.

Und weshalb?

Daß ich ihn so recht abwammsen, durchdreschen könnte, daß er dazumal meiner Cara die Gesangmethode so verdorben hat.

Phantast! sagte der Graf, indem sie durch die Thür schritten. — Und was ist Excellenza? murmelte der Alte, indem die Diener ihnen entgegen kamen.

Der Kapellmeister war in Verzweiflung Es war ganz so gekommen, wie er gefürchtet hatte Die erste Sängerin war empfindlich geworden, sie fühlte sich beleidiget, und sogleich war auf einen Wink von ihr eine recht schwere Krankheit da, die ihr es unmöglich machte, einen Ton zu singen, ja nur ihr Zimmer zu verlassen. Der Enthusiast wandelte und rannte hin und her, aber seine Vermittlung machte die Sache eher ärger als besser, denn

da er treuherzig wieder erzählte, was jede der Parteien geäußert hatte, so wurde der Kapellmeister immer mehr erbittert, und die Sängerin ging am Ende so weit, daß sie verlangte, statt der beiden Haupt-Arien sollten zwei ganz neue gesetzt werden, und das Duo im letzten Acte müsse in den ersten, und zwar gleich in den Anfang, verlegt seyn, auch müsse sie noch die große Arie der zweiten Sängerin bekommen, ohne welche Bewilligungen an keinen Friedensschluß zu denken sey. Ueber diese ungeheure Forderungen gerieth der Kapellmeister so ausser sich, daß er schwur, sie solle nun in seiner Oper gar nicht singen, ob er gleich noch nicht wußte, wie er seiner Verlegenheit abhelfen sollte. Wenn nur meine Cara noch lebte! rief der alte Italiener aus, der an den Berathschlagungen Theil nahm, und jetzt die Verzweiflung des Kapellmeisters sah; ach! wie brillant könnte die Selige zum Theater wieder auferstehn! Die Rolle ist ganz und gar für sie geschrieben.

Könnt Ihr sie nicht vielleicht selbst übernehmen? fragte der Kapellmeister in tragischer Bosheit.

Signor si! rief der Alte, wenn Ihr kein ander Subject findet, ich kann zum Entsetzen einen hohen Sopran durch die Fistel singen.

Es kommt wirklich fast auf eins hinaus, rief

der Componist in seiner Verzweiflung, ob man so oder so parodirt wird; wenigstens würde doch kein Liebhaber bei einer unpassenden Gelegenheit klatschen, und kein Eifersüchtiger, oder der Bewunderer der zweiten Dame aus Neid pochen und zischen. Unternehmt Ihr, Alter, aber auch liebenswürdig zu erscheinen?

Was der Mensch leisten kann, antwortete jener, der es für Ernst hielt: vor dreißig Jahren war ich zum Malen hübsch, und wenn ich nun auf Carneval in Weibskleidern ging, lief mir alles junge Mannsvolk nach.

Die Prima Donna hätten wir also, sagte der Enthusiast, und wenn die Oper nur Nacht und Verfinsterung des Theaters erforderte, und kein Mensch die Sache erführe, so käme es wohl auf den Versuch an, welche Wirkung der alte Freund machen würde.

Wenn ich nicht vor der Aufführung todt bin, warf der Italiener ein, so wie das andere Subject krank ist, so möchte ich wohl gar sterben.

Ich sehe schon, beschloß der Kapellmeister, ich bin vergeblich hergereist, ich habe umsonst alle Anstalten getroffen. So lange es unmöglich bleibt, von Obrigkeits wegen einen solchen Eigensinn zu be-

strafen und zu hindern, so lange das Publikum selbst nicht eine solche Frechheit und Verachtung seiner so ahndet, daß kein zweiter dieselbe Vergehung wieder wagt, so lange bleiben wir das Opfer dieser Capricen von unwissenden Menschen, die für ihr mäßiges Talent viel zu sehr belohnt und von den Directionen und allen Zuhörern verzogen werden. Ich werde wieder einpacken.

Der Enthusiast weinte vor Schmerz, der Italiener aber sagte: Ihr habt ganz recht; nicht wahr, das Leben mit all den Mühseligkeiten ist nicht der Rede werth?

Ich bin es wenigstens völlig satt, antwortete der Componist.

Nun, so kommt mit mir, leistet mir Gesellschaft, sagte der Alte sehr freundlich, indem er sich an ihn schmiegte.

Wohin?

Nach jenseit, nach dem weiten großen Raum, wo man Ellenbogen-Freiheit nach Herzenslust hat. Sagt, Mann, wollen wir lieber uns ins Wasser schmeißen, oder frisch den Kopf abschießen, wie dem Vogel von der Stange?

Geht, rief der Musiker, Ihr seyd schon am frühen Morgen trunken.

Nun, sagte jener, ich habe einmal einen heiligen Schwur gethan, mir aus dieser Welt hier fortzuschaffen, wenn ich nicht etwa den lieben Signor Hortensio wieder antreffen thäte: das würde natürlich die ganze Sache verändern. Aber wenn mir die Freude nicht arrivirt, sagt nur selbst, was ist denn das für ein lumpiges Leben hier unten? Da sitzt Ihr immer, und klimpert am Klavier, und schreibt Eure Eingebungen auf, und ängstigt Euch um Invention, Character, Melodie, Styl, Originalität, nnd was nicht alles; und wer dankt es Euch? Wer merkt es nur? Laßt uns doch mal als vernünftige Männer reden: ist es denn nicht viel besser, sich aus dem Staube zu machen? Ja, Ruhm, Nachwelt! Wollen der lieben Nachwelt ein bissel entgegen gehn, und mal hinter den Vorhang gucken, ob es solches Gethier überhaupt nur gibt. Uebermorgen, Freundchen, seyd von der Parthie, ich bring' auch Pistol mit: Ihr müßtet denn lieber baumeln wollen, ist aber jetzt windiges und garstiges Wetter.

Laßt die Narrenspossen, sagte der Musikus sehr ernst, es wird noch dahin kommen, alter Thor, daß Ihr nach dem Tollhause wandert.

Und wohnen da nicht auch Leute? sagte der Italiener grinsend; Ihr habt Vernunft noch nicht viel

gebraucht, junger Mann, da ist sie noch ein bissel frisch! wer sie aber so wie ich strapazirt hat, da ist sie mürbe und matt; mir kommt's gar nicht so sehr auf Ambition an, daß mich Eures gleichen für vernünftig hält. Ich habe wohl andern Umgang gehabt, als Ihr, Ihr armer, gegenwärtiger, kurzsichtiger Mensch! und wenn Nestor, oder Phidias und Praxiteles, die ich oftmals sprach, so etwas gesagt hätten, so hätte ich jeden einen Schlag an das Ohr gegeben.

Er lief wüthend fort, und der Kapellmeister setzte sich melancholisch nieder; auch der geschwätzige Enthusiast mußte ihn verlassen, damit er seinem Kummer recht ungestört nachhängen könne.

Nein, sagte am Abend der Laye zum Baron Fernow, ich habe dazumal einen Schwur gethan, niemals eine Geige wieder anzurühren, und darum verschonen Sie mich. Der Vater und die Tochter wünschten nämlich, er möchte ihnen nur etwas, das kleinste Liedchen vorspielen, um zu sehen, wie er sich in der Jugend mit seinem Instrumente ausgenommen habe.

Man sollte wohl nichts verschwören, sagte der Baron, am wenigsten die Ausübung einer so edeln Kunst.

Der Kapellmeister trat herein, und erzählte eine sonderbare Anmuthung, die ihm vom Grafen geschehen sey. Dieser habe ihn besucht und ihn gebeten, am heutigen Abend mit ihm und dem alten Italiener in den Wald vor die Stadt zu gehn, wo sich dieser erschießen wolle; der Graf wünsche wenigstens einen rechtlichen Mann zum Zeugen, der es nachher bewähren könne, daß der alte Thor sich selber umgebracht habe. Der Baron war der Meinung, man müsse den alten Thoren sogleich vest nehmen und einstecken; die übrigen fielen bei, nur der Laye äusserte den Zweifel, ob nicht Jedem das Recht zustehen müsse, über sein Leben zu entscheiden, wie es ihm am beßten dünkte. Hierüber entspann sich ein Streit, ob es dem Staate, oder den übrigen Menschen erlaubt sey, über einen Menschen eine solche beschränkende Aufsicht zu führen, welches der Baron uneingeschränkt behauptete, da ein solcher durchaus, der einen so unklugen Vorsatz fasse, als ein Wahnsinniger zu betrachten sey.

So muß man erst ermitteln, was Wahnsinn ist, warf der Laye ein; denn wir sehn es in der Geschichte, wie die Gesetze und ihre Vollstrecker nach den Umständen und herrschenden Gesinnungen bald dieses bald jenes zum todeswürdigen Verbrechen ge-

stempelt haben, welches andere Zeitalter zu Tugenden erhoben, oder gleichgültig ansahen, ja selbst verlachten. Frey zu denken, von gewissen Meinungen abzuweichen, hat ehemals Manchen auf den Scheiterhaufen geführt, wegen Zauberei, wegen angeschuldigter Künste ist Manchem der Stab gebrochen worden, und jetzt, wo wir in diesen Punkten Freiheit gestatten, und es doch dulden müssen, wie Viele durch Uebermaaß und Ausschweifung sich vorsätzlich und sichtlich zu Grunde richten, begreife ich nicht, wie man es den Elenden und Verstörten mit Recht verwehren kann, das Leben wegzuwerfen, wenn er diesen Entschluß wirklich faßte.

Sie sind paradox, rief der Baron; ich bin nicht Philosoph gnug, um Sie widerlegen zu können, allein aus den Ueberzeugungen der Religion müssen Sie es selber schon wissen, daß Sie eine böse Sache vertheidigen.

Ich habe versprochen, mit auszuwandern, sagte der Kapellmeister, denn ich kann mir nimmermehr vorstellen, daß der alte Thor Ernst machen wird. Uebrigens wäre es wahrlich nicht zu verwundern, wenn ein armer geplagter Kapellmeister diese Gelegenheit benutzte, und ihm Gesellschaft leistete.

Der Graf trat wie verstört und tiefsinnig herein.

Man fragte ihn, ob etwas Neues begegnet sey; er äußerte aber, die Erinnerung an jene Stimme, die ihm durch die neuliche Erzählung wieder mit frischer Lebhaftigkeit in das Gedächtniß gekommen sey, sein rastloses Suchen, die Qual dieser Spannung und die Verstörung, die es seinem ganzen Wesen mittheile, mache ihn völlig elend, und er habe beschlossen, wenn sich der Italiener erst erschossen habe, weiter zu reisen.

So halten Sie es denn für wirklichen Ernst? fragte der Baron erstaunt.

Wenn er nicht wirklich dazu thut, antwortete der Graf, so nehme ich den Narren wieder auf die Reise mit.

Der Italiener trat herein und schien aufgeräumter als man ihn noch je gesehen hatte. Alle betrachteten ihn mit einer gewissen Scheu, er aber nahm keine Notiz von diesem veränderten Betragen, und als jetzt der Enthusiast und der Sänger die Gesellschaft vermehrten, wurden alle in heitern Gesprächen von einer vergnüglichen Laune beherrscht, den Grafen ausgenommen, der seine trübe Miene nicht veränderte. Lassen Sie uns, sagte dieser endlich, einiges von unsern neulichen Erzählungen aufnehmen. Wie ist es möglich, (indem er sich zum Layen

wandte) daß Sie nach Ihren neuerlichen komischen Bekenntnissen ein so großer Freund der Musik haben werden können?

Ich bin es vielleicht dadurch um so stärker geworden, erwiederte dieser, weil das Gefühl, als es reif in mir war, durch sich selbst und stark erwachte, daß ich nichts Angelerntes, Nachgesprochnes in meine Liebhaberei hinüber nahm. Ich hatte es endlich dahin gebracht, daß ich kleine einfache Lieder begriff, die mir auch wohl im Gedächtniß hängen blieben, die trefflichen von Schultz, z. B., in denen uns, ohne daß sie uns eben poetisch aufregen, so behaglich und wohl wird, die uns so klar blauen Himmel, grüne Landschaften, leichte Figuren und anmuthige Empfindungen hinmalen. Als das erstemal Don Juan von Mozart gegeben wurde, ließ ich mich bereden, das Theater zu besuchen. Es war unlängst componirt, und des großen Mannes Ruhm noch in Deutschland nicht so begründet, wie bald nachher, welches ich besonders an einem hochgeachteten Musiker wahrnahm, der während und nach der Aufführung nicht gnug über den falschen Geschmack des Werkes reden konnte. Mir aber war, als fiele mir schon während der Ouvertüre eine Binde von allen Sinnen. Ich kann die Empfindung nicht beschreiben,

die mich zum erstenmal überraschte, daß ich Musik hörte und verstand. Mit dem Verlauf des Werkes steigerte sich mein Entzücken, die Absichten des Componisten wurden mir klar, und der große Geist, der unendliche Wohllaut, der Zauber des Wundervollen, die Mannigfaltigkeit der widersprechendsten Töne, die sich doch zu einem schöngeordneten Ganzen verbinden, der tiefe Ausdruck des Gefühls, das Bizarre und Grauenhafte, Freche und Liebevolle, Heitere und Tragische, alles dieses, was dieses Werk zu dem einzigen seiner Art macht, ging mir durch das Ohr in meiner Seele auf. Daß es so plötzlich geschah, vermehrte mein Entzücken, und ich konnte nun kaum den Belmont desselben Meisters erwarten, dessen Leidenschaftlichkeit mich wieder begeisterte. Auch andere Componisten suchte ich zu begreifen, und Glucks großen Styl, seine edle Rhetorik, sein tiefes Gemüth rissen mich hin, ich erfreute mich an Paisiello und Martini, Cimarosa's heller Geist leuchtete mir ein, und ich bestrebte mich, die Verschiedenheiten des musikalischen Styls, so wie verschiedenartige Dichter zu erfassen und mir anzueignen. Während meiner Universitäts-Jahre verlor ich diese Kunst wieder aus dem Gesichte, doch zurückgekehrt war mein Eifer für sie um so brennender, vorzüglich da einige vertraute

Freunde mein Urtheil und Gefühl läuterten. Jetzt wurde ich mit dem wundervollen Genius des großen Sebastian Bach bekannt, in dem vielleicht schon alle Folgezeit der entwickelten Musik ruhte, der alles kannte und alles vermochte, und dessen Werke ich etwa nur mit den altdeutschen tiefsinnigen Münstern vergleichen möchte, wo Zier, Liebe und Ernst, das Mannigfaltige und Reizende in der höchsten Nothwendigkeit sich vereinigt, und in der Erhabenheit uns am faßlichsten das Bild ewiger und unerschöpflicher Kräfte vergegenwärtiget.

Der Componist sagte: gewiß, es könnte Schwindel erregen, wenn man überschaut, was alles vorangehen mußte, bevor Bach seine Werke schreiben konnte; aber es gehört auch wahrlich viel dazu, einer solchen Fuge oder einem vielstimmigen Satz auf die rechte Weise zu folgen, und ihn zu verstehn, es ist gleichsam eine Allgegenwart des Geistes, die ich einem solchen Layen am wenigsten zugetraut hätte.

Nach mehreren Jahren, fing der Laye wieder an, wurde mir es so gut, in eine edle Familie eingeführt zu werden, deren Mitglieder, vorzüglich die weiblichen, auf eine entzückende Art die Musik ausübten. Die älteste Tochter sang einen Sopran, so voll und lieblich, so himmlisch klar, daß ich bei Ihrer neuli-

chen Beschreibung des Gesangs Ihrer Unbekannten, werther Graf, an diese unvergleichliche Stimme denken mußte. Hier vernahm ich nun neben manchem Weltlichen vorzüglich die großen und ewigen Gedichte des erhabenen Palestrina, die herrlichen Compositionen eines Leo und Durante, die Zaubermelodieen des Pergolese, den ich mit den Lichtspielen des Correggio vergleichen mußte, die trefflichen Psalme Marcellos, die großartige Heiterkeit unsers Hasse, und das dramatische Requiem Jomellis; manches von Feo, die Miserere von Bai und Allegri ungerechnet. So rein, ungeziert, im großen einfachen Styl, ohne alle Manier vorgetragen wird man schwerlich je wieder diese Meisterwerke hören. Diese glückliche Zeit versetzte meinen Geist in eine so erhöhte Stimmung, daß sie eine Epoche in meinem Leben macht. Nur in wenigen schwachen Gedichten habe ich versucht, meine Dankbarkeit auszusprechen. Meine Seele war so ganz in diesen göttlichen Tönen aufgegangen, daß ich dazumal nichts von weltlicher Musik wissen wollte, es schien mir eine Entadlung der Göttlichen, daß sie sich zu den menschlichen Leidenschaften erniedrigen sollte. Ich glaubte, es sey nur ihre wahre Bestimmung, sich zum Himmel auf-

zuschwingen, das Göttliche und den Glauben an ihn zu verkündigen.

Ein Beweis, sagte der Kapellmeister, daß Ihr ganzes Herz damals von der Glorie dieser Erscheinung durchdrungen war. Man thut auch Unrecht, dergleichen wahre Begeistrung Einseitigkeit zu schelten, denn unsre Seele, wenn sie wirklich auf so große Art ergriffen und erschüttert wird, fühlt dann in diesem ihr neuen Element die ganze Kraft und Ewigkeit ihres Wesens: sie findet dann die Schönheit, von der sie früher gerührt wurde, erhöht und vollendet in der neuen Erscheinung, und sieht mit Recht auf ihre frühern Zustände als auf etwas Geringeres hinab. In wessen Herz eine solche Vision nicht steigen und es ganz ausfüllen kann, der weiß überhaupt nicht, was ächte Begeistrung ist. Und gewiß ist die Kirchenmusik, welche freilich die Neueren meist auch so tief herabgezogen haben, die erhabenste und schönste Aufgabe unsrer Kunst. Ich bin aber überzeugt, daß Sie späterhin von selbst, eben aus Ihrem Enthusiasmus wieder den Weg zu Ihrem geliebten Mozart und andern gefunden haben.

Natürlich, fuhr der Laye fort, denn die Liebe kann sich ja doch niemals in Haß umwandeln. Ich habe immer die Menschen gefürchtet, die mit ihren

Gefühlen in den Extremen schwärmen, und heut übertrieben verehren, was sie in einiger Zeit mit Füssen treten. Unsre Bildung kann und soll nur eine Modification einer und derselben Kraft, einer und derselben Wahrheit seyn, kein unruhiger Austausch und Wechsel, und kein hungerndes Verlangen nach Neuem und Unerhörtem, welches doch niemals befriedigend gesättiget werden kann. Als es mir nachher so gut ward, in Rom von der päbstlichen Kapelle viele derselben Sachen vortragen zu hören, so fühlte ich wohl, daß hier ein eigener traditioneller Vortrag des alten Canto fermo manches anders und noch einfacher gestalte, aber weder dort noch in den Theatern habe ich je diesen unbeschreiblichen Diskant wieder vernommen, und Pergolese oder andere neuere Kirchenmusik ist mir auch niemals in dieser Vollendung wieder vorgetragen worden.

Aus Ihren Beschreibungen, fing der Sänger an, muß ich wohl abnehmen, daß Sie mit der neuen Sängermanier wohl selten zufrieden seyn mögen. Ich gestehe Ihnen aber, daß ich hierin nicht ganz Ihrer Meinung seyn kann: zu große, zu schlichte Einfalt würde mich zurückstoßen, ich will den Virtuosen vernehmen, der die Musik und seine Stimme beherrscht. Wie der Deklamator nicht blos ruhig

ablesen soll, sondern durch Erhöhung, Sinkenlassen der Stimme, durch kleine Pausen, durch rollende Töne erst zum Schauspieler wird, und das zur Kunst erhöht, was der ganz gute Vorleser doch in der niedrigen Region stehen lassen muß.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, erwiederte der Laye, vorausgesetzt, daß es wirklich das sey, was ich Deklamation im Schauspiel, oder Vortrag des Gesanges nennen kann. Was uns der Graf aber neulich als falschen und schlechten Ausdruck schilderte, muß ich freilich auch als meine Meinung unterschreiben. Und ist es denn in unsern Schauspielen anders? Wie denn überhaupt wohl nie Gebrechen und Vortrefflichkeit eines Zeitalters einzeln stehn können, daß nicht jede Kunst eine Spiegelung der andern sey, und selbst Staat und Geschichte alle Gesundheits- oder Krankheitsstoffe wieder in ihrem großen verschlungenen Ganzen nachweisen müssen. Eben so wie der Sänger schreit und seufzt, und selten das Gefühl im Ganzen ausspricht, welches die Arie oder das Duo von ihm fordert, so auch der Schauspieler; dieser hilft sich auch durch einzelne übertriebene Accente, herausgehobene Worte, stark unterstrichene Stellen, und muß darüber das Ganze fallen und nüchtern werden lassen. Denn wo gibt es jezt wohl

noch viele (unsern Freund Wolf in vielen seiner schönen Rollen und hie und da einen ausgenommen) an dessen Leidenschaft man glaubt, der uns täuscht, der die Wahrheit spricht? Nicht, daß sie sich nicht bemühten, aber es ist hier eben sowohl wie im Gesange eine falsche Schule entstanden, die Ausdruck, Empfindung durch Einzelheiten, die nicht in der Sache selbst liegen, erregen will, und darüber das Ganze verdunkelt, und wenn wir uns strenge ausdrücken wollen, die Absicht der Kunst, ja diese selber vernichtet.

Sie haben vollkommen Recht, rief der Kapellmeister: aber machen es denn meine Handwerksgenossen, die Componisten, selbst anders? Kaum ein Lied wissen sie mehr zu setzen, wo sie nicht jede Strofe neu componiren, gewaltsam accentuiren, innehalten, abbrechen und in gesuchte und fernliegende Tonarten übergehn, um nur, wo sie die Empfindung wahrnehmen, so starke Schlagschatten hinzumalen, daß man diese Stellen nun zwar nicht übersieht, aber auch gewissermaßen mehr Schwärze als Farbe gewahr wird. Als wenn es dem Sänger nicht müßte überlassen bleiben, auch im wiederkehrend Einfachen eine leise Variation anzubringen, oder als wenn das nicht eben das musikalische Gefühl in unserer Natur

wäre, in sich wiederholenden Klängen ohne Weiteres vermöge unsrer Liebe an ihnen das Mannigfaltige zu empfinden.

Sehr wahr, fügte der Laye hinzu, aus demselben Unglauben fürchtet auch mancher geniale Musiker, wie Beethoven, nicht neue Gedanken gnug anbringen zu können, deshalb läßt er so selten einen zu unsrer Freude ruhig auswachsen, sondern reißt uns, ehe wir kaum den ersten vernommen, schon zum zweiten und dritten hin, und zerstört so, wie oft, selbst seine schönsten Wirkungen. Sehn wir sogar auf die Göthe'schen Lieder, die er gesetzt hat: welche Unruhe, welche scharfe Deklamation, welches Ueberspringen. Vielleicht thue ich ihm, wie manchem andern Unrecht, aber die Reichardschen Melodieen zu diesen herrlichen Gesängen haben sich mir so eingewohnt, daß ich mir die meisten dieser Gedichte, vorzüglich die frühern, nicht anders denken und singen kann.

Wenn Sie so denken, nahm die Tochter das Wort, und die übertriebene falsche Gelehrsamkeit verwerfen, den Ausdruck schelten, der sich vordrängt, und darüber Melodie und eigentlichen Gesang verdunkelt, so hätten Sie ja nun selbst meinen geliebten Rossini gerechtfertiget.

O divino maestro! o piu che divino Rossini! rief begeistert und mit verzerrtem Gesicht der alte Italiener. Eccolo il vero, den ausgemachten Musiko des Jahrhunderts, der uns verirrte Schafe wieder auf die rechte Straße bringt, der alle die falsche deutsche Bestrebunge maustodt schlagt, der mit himmlische unerschöpfliche Genie Oper über Oper, Kunstwerk auf Kunstwerk häuft, und sich Pyramid oder Mausoleum erbaut, worunter nachher alle die ausdrucksvolle, gedankenreiche und seelenmässige Klimperlinge auf ewig begraben liegen.

O wie wahr! rief der Enthusiast, ich habe mir schon oft vorgenommen, keinen andern Componisten mehr anzuhören, so entzückt hat mich jedes seiner Werke, es kam mir nur unbillig vor, da ich doch selber ein Deutscher bin, mich so feindlich meinen Landsleuten gegenüber zu stellen.

Was hat die Landsmannschaft damit zu thun? sagte der Laye: manche Italiener, die gern eine Partei formiren möchten, haben es freilich bequem, wenn sie den Mozart oder gar Gluck zu den ihrigen rechnen, und so gegen Bestrebungen zu Felde ziehn wollen, die ihnen im Wege stehn. Gibt es aber eine wahrhaft deutsche Oper, eine Musik, die wir uns als national durchaus aneignen müssen, so ist es eben

die Mozartsche, und es ist sehr gleichgültig, daß der Don Juan ursprünglich für italienische Sänger geschrieben wurde. Italien hat auch deutlich gnug bewiesen, daß es diesen großen und reichen Geist nicht fassen und lieben konnte. Mozart, Gluck, Bach, Händel und Haydn sind ächte Deutsche, die wir uns niemals dürfen abdisputiren lassen, und ihre Compositionen sind, recht im Gegensatz gegen die Italienischen, wahrhaft deutsche zu nennen.

Und dann, fügte der Kapellmeister hinzu, kann man gern dem Rossini Talent und Melodie zugestehen, wenn der Lobpreisende auch uns zugibt, daß ihm in seiner Eile alles das abgehe, was den Componisten erst zu einem dramatischen macht. Regellos, willkührlich ist er durchaus, und achtet weder Zusammenhang noch Character, ja ich fürchte, in diesem leichten und wilden Spiel bestehe sein Talent, so wie das mancher dramatischen Schriftsteller, und ihn zwingen wollen, consequent zu seyn, dem Character und Inhalt gemäß zu componiren, hieße nur, ihm das Componiren selbst untersagen.

Sein schneller Ruhm, sagte der Laye, ist wohl nur entstanden, weil eben der ächte Sinn für Musik unterzugehen droht. Denn wie kann man sich doch nur mit diesem völligen Mangel an Styl vertragen,

der allen seinen Melodieen einen so niedrigen, geringen Character aufdrückt? Seine Singstücke sind großentheils sangbar, ja recht bequem für unsere jetzigen Sänger geschrieben, aber sehr häufig setzt er auch nur, so vielen andern ähnlich, wie für Instrumente, und wenn sein Beifall noch lange währt, so wird er auch noch dazu beitragen, die Sänger völlig zu verderben, ja auch wohl den guten und edlen Vortrag der Instrumente, weil er alles so kleinlich und geringe behandelt. Der Sinn für Musik erwachte bei uns auf eine schöne Weise, er kräftigte sich und es war uns vergönnt, Gluck zu verstehn und uns völlig anzueignen, eine so große Erscheinung, wie Mozart, entstand und vollendete sich vor unsern Augen, Haydns tiefsinniger Humor in seinen Instrumental-Compositionen ergriff alle Freunde der Kunst, des großen Händels Werke wurden wieder studirt, und selbst die Dilettanten fühlten sich von seiner Kunst entzückt, die das Mächtige, Gewaltige erstrebt, jeden kleinlichen Reiz verschmähend; wir sahen Anstalten gedeihen, die auch die alte Kirchenmusik, die herrlichen Werke der verstorbenen großen Meister wieder ertönen ließen, es schien, daß auf immer der Geschmack am Großen und Edlen gerettet sey. Nur hatte sich indessen die Menge auch

mit der Musik scheinbar vertaut gemacht, und diese kann, wenn sie sich eine edle Sache aneignet, immer nur bis auf eine gewisse Weite mitgehn, dann wird sie nothwendig das Ergriffene in etwas Geringeres verwandeln, das ihr zusagt. Ehemals hatten wir nur Kenner und oberflächliche Liebhaber in Deutschland, jetzt aber entstand eine Halbkennschaft statt dieser, die sich unschuldig ergötzten. Diese anmaßlichen Kenner haben mit ihrem verbannten Wesen nach und nach das Wort der wahren Musikfreunde verdrängt, ja diese gelten den neuern Enthusiasten wohl gar für eigensinnige, oder gefühllose Kritiker, die aus Neid und Mißlaune die glänzende Erscheinung nicht anerkennen wollen. Darum hat auch in meiner Vaterstadt, in Berlin, Rossini am meisten Widerspruch gefunden, weil durch des unvergeßlichen Fasch herrlichen Eifer dort die treffliche Musik-Akademie gegründet wurde, die unser Freund, der wackre Zelten, nach dessen Tode in demselben Sinne fortgeführt hat. Durch die Vergegenwärtigung der alten Meisterwerke, durch den einfachen, edlen Gesang, der dort herrscht, sind die zahlreichen Mitglieder zum Bessern verwöhnt, und können sich unmöglich dem zierlich Nüchternen hingeben.

Sie werden es mit meiner Tochter völlig verderben, sagte der Baron lachend, denn sie meint, wo nur Effect sey, da wäre es lächerlich zu fragen, ob die Wirkung auch statt finden dürfe.

Sie hat vollkommen Recht, antwortete der Laye, ich aber auch, wenn ich behaupte, die Wirkung müsse gar nicht eintreten. Um diesen Punkt dreht sich ja die Critik in allen Künsten.

Darum ist es ein Glück zu nennen, antwortete der Baron, ja gewissermaßen eine weise Lenkung des Kunstgenius, daß ein großer Componist sich diesem kleinlichen Unwesen so mächtig gegenüber stellt, und das so ausgezeichnet besitzt, Styl nehmlich, was jenem ganz abgeht. Ich spreche von dem nicht genug zu lobenden Spontini. Es läßt sich hoffen, daß von dieser Seite durch mächtige Wirkungen der Sinn der Deutschen wird gehoben, und ihr Wohlgefallen an diesem Melodiekitzel beseitigt werden.

Der Laye schien so in Eifer gerathen zu seyn, daß er allein das Wort führen wollte. Gewiß, sagte er lebhaft, wäre es lächerlich, wenn man diesem Manne ein ausgezeichnetes Talent absprechen wollte, und über die Verdienste seiner Vestalin ließe sich vieles sagen. Aber daß er im Cortez und nachher noch gewaltiger ein Brausen und Lärmen der

Instrumente, ein Ueberschreien der Stimmen, ein Aufkreischen, ein wildes Getümmel uns hat für Musik geben wollen, scheint mir ebenfalls ausgemacht. Man kann schwerlich im voraus bestimmen, wie viel oder wenig unser Ohr von Instrumental-Musik vertragen soll, denn Mozart hat die meisten seiner Vorgänger überbothen, und es gab früherhin auch Kunstfreunde, die bei ihm über zu große Fülle klagten; und schon lange vor ihm hat der große Händel ausserordentlich viele Instrumente in Anspruch genommen, nur seine erhabenen Gedanken auszusprechen. Aber bei diesen war die Fülle der Töne doch Musik, ein Anschwellen, ein Heranbrausen, en Abdämpfen und Zurücksinken in eine gewisse Stille und Ruhe, aber nicht dieses ununterbrochene, nie rastende Wüthen aller Kräfte ohne Vorbereitung, Inhalt und Bedeutung, welches nur betäuben kann, und dessen Macht und Gewaltsamkeit mehr erschreckt und ermüdet, als erhebt und erschüttert. Geht der berühmte Componist hiebei nur gar zu oft auf leeren Effect, und Schreckschuß aus, so wie manche Schauspieler und Schauspieldichter, wirkt er nur einzig und allein durch große Massen, so ist er zwar wohl nicht der Wandnachbar Rossinis, aber sie reichen sich denn doch aus einer gewissen Entfernung befreundet

die Hände und stehn sich nicht als feindliche Kräfte einander gegenüber. Wohl uns, daß unser hochgeehrter Maria Weber uns zu den schönsten Erwartungen berechtigt, der in dem, was er schon trefflich geleistet hat, so glänzend zeigt, wie viel er in Zukunft noch vermag.

Nun erhob sich die Tochter mit allen Tönen, und der Vater stand ihr bei, um den Layen in die Enge zu treiben, der ihre Lieblinge so keck angegriffen hatte, ohne doch selber vom Metier zu seyn, da er sein ehemaliges Violinspielen selber nicht in Anschlag zu bringen wage. Unter lautem Lachen wurde disputirt und behauptet, der Teufel sey ein für allemal unmusikalisch, die Kugelgießerei und der Lärmen dabei schlimmer als was je auf dem Theater getobt, und der Musik, die ganz Deutschland wie verwirrt gemacht, fehle die Mannigfaltigkeit, ein heiteres Element, ja auch jene Ironie, wodurch Mozart erst seine ungeheure Dichtung des Don Juan zu diesem einzigen Werke gebildet habe, so daß bei diesem durch Gegensätze sich Inhalt und Behandlung rechtfertigen, was dort ganz aus der Acht gelassen sey.

Der Kapellmeister nahm sich des armen Layen, der hierauf wenig zu erwiedern wußte, oder den man vielmehr nicht zu Worte kommen ließ, freund-

lichst an, und meinte, eine Vergleichung auf diese Weise anzustellen, sei unbillig, weil das neue Kunstwerk gar nicht die Absicht habe, sich neben jenes ungeheure zu stellen. Ueberschreitet auch die angefochtene Scene, welche gerade die Menge herbei gelockt hat, die Gränzen der Musik, so ist doch übrigens des Vortrefflichen, des ächten Gesanges, des Neuen und Genialischen so viel, daß ich vollkommener in das Lob unsers unmusikalischen violinspielenden Layen einstimmen muß, der manches wohl eben deswegen bestimmter empfindet und kecker ausspricht, weil er niemals vom Handwerk gewesen ist, und selbst nicht als Dilettant hinein gepfuscht hat, da er sich doch bescheidet, in die eigentlich grammatische Kritik einzugehn. Sollte keiner als nur Musiker mitsprechen, so würde ja auch für diese nur componirt, und das werden wir uns doch wohl, so wie alle Künstler, verbitten, nur für die Zunftgenossen zu arbeiten, um von ihnen empfunden und verstanden zu werden.

Könnte ich nur, fing der Laye wieder an, den sanften Genuß wieder haben, den mir ehemals die Lila des Martini gewährte. Diese idyllische, reine und heitere Musik wäre nach so manchem Ungethüm unsrer Theater eine wahre Erquickung. Wie würde ich mich freuen, Paisiellos Figaro wieder zu verneh-

men, und es kränkt mich innig, daß man eine solche Composition nicht als eine klassische verehrt, die nun einmal für allemal fertig ist, und an die sich nach ihm keiner wagen dürfte. Denn ist in neueren Compositionen auch hier und da vielleicht ein Moment brillanter, so ist doch der dramatische Sinn des Ganzen, die Bedeutung untergegangen, und nichts gegeben, was sich dem Humor in der Rolle des Alten nur irgend vergleichen dürfte. Die Verwöhnung der gehäuften Instrumente läßt aber befürchten, daß man, wenn man auch einmal diese trefflichen alten Sachen geben möchte, Zusätze zur Begleitung macht, oder diese wenigstens verstärkt. Hier und da habe ich schon murmeln hören, daß Gluck dergleichen nöthig habe. Mozarts Figaro ist schon in Violinen und andern Instrumenten doppelt so stark besetzt worden, als es der Componist vorgeschrieben hat, bei dieser heitern Musik um so unpassender, weil dadurch der Witz, das wundersam Leichte und Heitere des Gesanges gestört wird. Es ist, als wollte man treffliche Brillianten aus ihrer leichten Fassung nehmen, und sie, um sie zu ehren, in schweres Gold schmieden. Oder, als riefe man sich witzige und launige Einfälle durch ein Sprachrohr zu.

Man sang zum Beschluß noch einiges, und die Gesellschaft trennte sich dann. Beim Abschiede sagte der Baron zum alten Italiener: auf Wiedersehn! Doch dieser schüttelte den Kopf, und wies mit dem Finger nach oben. Der Laye ging nach seinem Hause, weil es schon spät war, und er in der kalten Nacht an einem Abenteuer, an welches er nicht glauben mochte, nicht Theil nehmen wollte. Der Kapellmeister und der Graf wandelten aber mit dem wunderlichen Alten durch die ruhige Stadt, ließen sich das Thor öffnen, und begaben sich nun nach dem Tannenwalde, wo der Lebensüberdrüssige seine Laufbahn eigenmächtig zu vollenden drohte. Als sie unter den finstern Bäumen standen, sagte der Graf: nun, Alter seyd Ihr wieder gescheid geworden, wollt Ihr nun nicht lieber zu Bette gehn?

In die Ewigkeit thu ich mich hineinlegen, sagte der Italiener, und das liebe Vergessen, Ruhe, tiefer, tiefer Schlaf, werden wie Flaumen eines Daunenbetts um mich zusammenschlagen. Adieu, Excellenza! lebt wohl, thörichter Kapellmeister, der Ihr die schöne Gelegenheit nicht benutzt, allen Euren Jammer, Partituren, Noten, Pausen, Tonarten, Sänger und Sängerinnen los zu werden. Nun laßt mir ein bissel noch über meinen Zustand nach-

denken, und dann rufe ich Euch wieder, Kapellmeister kommandirt Eins, Zwei, Drei, und beim Worte Drei, deutlich ausgesprochen, langsam, feierlich, laut, daß liebe Echo auch etwas davon abkriegt und mitspricht, schieß ich mich die ganze Pistole in meinen dummen Kopf hinein.

Ihr werdet doch nicht, sagte der Kapellmeister, so abgeschmackt wie der Hanswurst in der Kreuzerkomödie sterben wollen?

Gerade so muß es geschehen, sagte der Alte, und legte sich in einen Sandgraben nieder. Die beiden Begleiter gingen tiefer in den Wald, die Nacht war still, kein Wind wehte, ein ganz leiser Hauch rührte zuweilen die Zweige an, so daß die Nadeln der Tannen in sanften Tönen lispelten, das Flüstern fortlief, und indem sich dann der Wald in allen Stämmen bewegte, wie ferner Orgelton verhallte. Feierlich genug ist die Stunde, sagte der Musiker. Eine wundersame Empfindung, erwiederte leise der Graf, hat den ganzen Abend in mir fort geklungen: vielleicht bin ich dem Tode näher, als jener alte Thor, denn noch nie war mir mein Daseyn so abgestanden und leer, so jedes Reizes entkleidet. Ich glaube nun auch, daß jenes himmlische Wesen, welches ich schon lange suche, gestorben ist. — Still!

rief jener: hörten Sie nicht Musik? — Vielleicht die fernen Glocken.

Nein, sagte der Kapellmeister gehend: ich höre es deutlicher: und nun erinnere ich mich, hier wohnt der unkluge Alte nicht fern, in dessen Häuschen ich bei meiner Ankunft schon Morgens um fünf Uhr einen herrlichen Diskant vernahm.

Der Graf war tief bewegt. Jetzt kommt! kommt! schrie der Italiener, mein Ermorden soll ein bischen seinen Anfang nehmen! Schießt Euch todt, oder hängt Euch! rief der Graf zurück, wir haben jetzt etwas Besseres zu thun, als Eure Possen anzuhören.

Sie gingen weiter, drängten sich durch Baum und Strauch, und der neugierige Italiener hatte sich zu ihnen gesellt. Jetzt tönte ihnen schon bestimmter der Gesang entgegen, und der Graf zerriß sich Hände und Gesicht, um nur aus den Gesträuchen zu kommen, in denen er sich aus Eifer immer tiefer verwickelte. Er drängte endlich hindurch und stand in der Nähe des Häuschens, dessen kleine Fenster erleuchtet waren. Der treffliche Psalm Marcello's «Qual anhelante» tönte ihnen voll und rein entgegen, so einfach, so edel vorgetragen, daß der Kapellmeister erstaunt und hingerissen kaum athmete. Sie ist es! sie ist es! meine Einzige! rief der Graf in der

größten Erschütterung aus, und wollte sich dem Hause nähern, aber der Kapellmeister hielt ihn fest, klemmte sich an ihn, und warf sich dann zu seinen Füßen nieder, die er umarmte und rief: o bester, glücklichster Graf! Heiratheten Sie sie also, wie Sie gelobt haben; aber gönnen Sie mir vorher das einzige Glück, daß sie erst die Geliebte in meiner ruinirten Oper singt; dann will ich gern sterben, denn eine solche Stimme gibt es auf Erden nicht mehr.

Der Graf strebte zum Hause hin, und der Kapellmeister ließ endlich sein ungeduldiges Bein los. So wie er auf das Haus losstürzte und an die kleine Thür klopfte, verstummte der Gesang. Macht nicht so viel Umstände, sagte der Italiener, der Sing-Sang ist nicht der Mühe werth, man sieht wohl, daß ihr meine Selige nicht gekannt habt. Der Kapellmeister, der jetzt eben so ausser sich war, wie der Graf selbst, klopfte mit diesem wetteifernd an die Thür, und da sich beide in den Kräften überboten und das Tempo immer schneller nahmen, so gab dies ein sonderbares Concert in der ruhigen Nacht. Im Hause war alles still, endlich aber schien man drinnen doch die Geduld verlohren zu haben, denn ein Fenster öffnete sich und eine leise, heisere Stimme sagte: was gibts da? Seyd ihr betrunken?

Laßt uns ein! rief der Graf: hinein müssen wir! schrie der Kapellmeister: wo ist die Sängerin? der Graf: ich habe sie schon am Morgen neulich gehört, der Kapellmeister, als Ihr mir sagtet, es sey des Teufels Großmutter: aber hinein müssen wir! vereinigten sich nun beide. Seyd ihr rasend? rief die erhöhte Stimme des Alten, und in diesem Augenblick schrie der Italiener lauter als alle: Hortensio! Hortensio! haben wir Euch endlich erwischt? Nun bleib' ich am Leben! Mag sich umbringen, wer Lust hat, ich halte mich an Euch, altes Fell!

Ich bin der Graf Alten, schrie dieser: ich der Kapellmeister! rief sein Begleiter, laßt uns nur hinein, daß wir die Sängerin sehn: kommt herab! rief der Italiener, daß wir beide unsre Bekanntschaft erneuern können.

Mein Himmel! ächzte der Greis, so nach tiefer Mitternacht? Meine guten Herren, wenn Sie bei mir was zu suchen haben, so kommen Sie doch morgen, wenn der Tag scheint.

Gut, sagte der Graf beruhigter, morgen früh! der Kapellmeister fand sich auch in den Vorschlag, und als sie friedlich wieder fortgingen, sagte der Italiener: ich bleibe die Nacht hier draussen und

passe ihm auf. Morgen früh machen wir alle unsern Besuch. —

Wie erstaunten, erschracken am folgenden Tage der Graf und der Musiker, als sie das Haus verlassen und öde fanden; noch vor Tage, sagte die alte Aufwärterin, seyen die beiden Bewohner ausgezogen und haben in größter Eil alle Sachen fortschaffen lassen. Auch der Italiener zeigte sich nirgends.

Ein schöner, heiterer Herbsttag war aufgegangen, die Sonne schien in dieser späten Jahreszeit noch so warm, wie im Sommer, und dies bestimmte den Layen mit seiner Tochter in das naheliegende Bergthal zu fahren. Auf einem kleinen Miethpferde sahen sie in der Entfernung den Enthusiasten auch mit nachflatterndem Kleide auf dieselbe Gegend zusprengen. Der Himmel verhüte nur, bemerkte der Laye zu seiner Tochter, daß der Schwätzer nicht ebenfalls in jenem Thale verweilt, weil er uns sonst mit seinen heftigen Reden und Schilderungen den Tag verderben würde.

Wir müssen uns schon darauf gefaßt machen, erwiederte die Tochter, denn er sagte mir neulich,

daß er diese Gegend vorzüglich liebe und sie oft [be=
suche.

Wie sind diese Menschen doch so lästig, fuhr der Laye fort, die eben, weil sie gar nichts empfinden, über alles in Hitze gerathen können. Aber mehr noch, als bei Kunstwerken, stören sie mich in der Natur, die am meisten ein stilles Sinnen, ein liebliches Träumen erregt, und in der ein vorüberschwebender Enthusiasmus und Behaglichkeit sich ablösen, und unsern Geist fast immer in eine beschauliche Ruhe versenken, in welcher Passivität und schaffende Thätigkeit eines und dasselbe werden: dazu der Anhauch einer großartigen Wehmuth in der Freude, so daß ich in der schönen Landschaft gegen diese beschreibenden Schwätzer oft schon recht intolerant gewesen bin.

Sie stören fast eben so sehr, wie die unerträgliche Musik, antwortete das Mädchen, da man so oft in der Nähe der Gebäude Tänze oder kreischende Arien vernehmen muß.

Als sie angekommen waren, sprang ihnen der berührige Enthusiast schon aus dem Hause entgegen. O wie schön, rief er aus, daß Sie diesen herrlichen Tag auch benutzen, der wahrscheinlich der letzte helle dieses Jahres ist. Lassen Sie uns nur gleich an den

murmelnden Bach gehn, und dann von der Höhe des Berges das Thal überschauen. Es ist eine Wonne, die Schwingungen der Hügel, den kleinen Fluß, das herrliche Grün und dann die Beleuchtung zu sehn und zu fühlen. Gibt es wohl ein Entzücken, das diesem gleich oder nur nahe kommen kann?

Ich will mit Ihnen gehen, erwiederte der Laye, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mich mit allen Schilderungen und begeisterten Redensarten verschonen. Wie können Sie überhaupt nur immer so vielen Enthusiasmus verbrauchen? Es ist nicht möglich, wie Sie auch neulich gestanden haben, daß Sie so viel empfinden.

Bei der Kunst, sagte der Enthusiast, setzt man freilich wohl hie und da, dem Künstler zu gefallen, etwas zu, aber in der himmlischen Natur — nein! da kann doch keine Zunge Worte genug finden, um nur einigermaßen das wieder zu geben, was im Herzen aufgeht. Ich habe es aber schon seit lange bemerkt, daß Sie kein großer Freund der Natur sind, denn wie konnten Sie nur sonst, wie ich schon so oft gesehn habe, daß Sie thun, beim schönsten Frühlingswetter in das dumpfe Theater kriechen, um eine Oper zu hören, oder sogar ein mittelmäßiges

Schauspiel zu seyn, über welches Sie nachher selber Klage führen?

Weil es mir an solchem Tage, antwortete jener, darum zu thun ist, ein Schauspiel zu seyn, und ich beides dann nicht vereinigen kann und mag. Auch gestehe ich Ihnen, daß ich oft in der schönsten Natur bin, ohne sie mit den geschärften Jäger-Augen in mein Bewußtseyn aufzunehmen, wenn mich ein heiteres Gespräch beschäftigt, oder ich auf einsamem Spaziergang etwas sinne, oder ein Buch meine Aufmerksamkeit fesselt. Glauben Sie nur, unbewußt, und oft um so erfreulicher, spielt und schimmert die romantische Umgebung denn doch in die Seele hinein. Wenn wir uns überhaupt immer so sehr von allem Rechenschaft geben sollen, so verwandelt sich unser Leben in ein trübseliges Abzählen, und die feinsten und geistigsten Genüsse entschwinden.

Hm! Sie mögen nicht ganz Unrecht haben, sagte der Enthusiast nachsinnend: wenn ich nur nicht einmal den Charakter der Heftigkeit angenommen hätte und bei allen meinen Bekannten als ein Eiferer gölte, so wollte ich mir das Wesen wieder abzugewöhnen suchen. Es ist aber denn doch auch fatal, wenn man, so wie Sie, für einen Phlegmatiker gilt. Da Sie also nichts von Naturbegeisterung hören wollen,

so will ich Ihnen lieber erzählen, daß ich schon vorhin, ehe Sie kamen, eine sonderbare Erscheinung hier bemerkt habe. Ein junges, wunderschönes Mädchen stand dort oben auf dem Hügel, sah immerdar auf den Weg hin, der zur Stadt führt, und weinte dann heftig. Sie erregte mein lebhaftestes Mitgefühl, ich ging zu ihr, aber so sehr ich auch in sie drang, so konnte ich sie doch nicht bewegen, mir eine vernünftige Antwort zu geben, oder mir zu erzählen, was sie hier mache, wie sie hergekommen sey und wen sie hier erwarte. Und ich war doch so ganz ausserordentlich neugierig, vorzüglich, weil ich dies junge, ausserordentlich reizende Frauenzimmer neulich schon bei unserm Baron in der Gesellschaft gesehn habe, wo sich der verwirrte melancholische Graf viel mit ihr zu schaffen machte. — Sehn Sie, sie steigt schon wieder den Hügel hinan, um ihre Beobachtungen anzustellen.

Mit Zierlichkeit und Grazie schwebte die Gestalt auf die grüne Anhöhe, und ihre vollen, braunen Locken, ihr leuchtendes Auge, das einfache Gewand und die Geberde wirkten mit unbeschreiblichem Zauber in der anmuthigen Landschaft. Die Tochter fühlte sich bewegt, als sie das schöne Wesen wieder weinen sah, die Thränen stiegen ihr selbst in die Augen, als

die Unbekannte jetzt im Ausdruck des höchsten Schmerzes die Hände rang, und sich jammernd auf den Rasen niedersetzte. Lassen Sie uns hinaufsteigen, sagte der Laye, das arme Wesen bedarf unsers Trostes und Beistandes, meine Tochter soll sie anreden, wir aber, Herr Kellermann, wollen uns fürs erste schweigend verhalten, und die Betrübte am wenigsten mit zudringlichen Fragen ängstigen. Die Tochter ging zu ihr, und die Fremde bekannte, daß sie ihren alten Vater aus der Stadt erwarte, und nicht begreife, wo er so lange zögern könne, da er ihr diesen Ort angewiesen habe, wo sie sich zusammen treffen wollten, um weiter zu reisen.

Sie wollen also unsre Gegend verlassen, fragte der Laye, da Sie doch, so viel ich weiß, nur kürzlich angekommen sind?

Ach! mein Herr, antwortete die schöne Fremde klagend, mein lieber Vater leidet schon seit lange an einer schweren Melancholie, an Menschenfeindschaft und tiefem Lebensüberdruß, so zieht er seit einigen Jahren von Ort zu Ort, verarmt immer mehr, wird immer kränker, versagt sich selbst alle Hülfe, und will auch mir das Glück nicht gönnen, ihm beizustehn, da ohne diesen starren Willen meine Talente sein Leben wohl unterstützen könnten. Denn

mein Gesang und die Musik überhaupt machen das Unglück meines Lebens.

Sie singen also doch? fragte der Laye sehr lebhaft.

Meine Trauer, mein tiefer Schmerz, erwiederte die schöne Klagende, sind Schuld, daß ich mein Gelübde gebrochen habe. Ich habe meinem Vater geloben müssen, niemals zu gestehen, daß ich singe, auch niemals, ausser wenn er zugegen ist, und es mir erlaubt, einen Ton anzuschlagen. Wir wohnten deßhalb von der Stadt entfernt, wir vermieden allen Umgang, nur neulich war ich nur zufällig im Hause des Baron Fernow, wo ein fremder, ein feiner, anständiger Mann mich über die Gebühr mit Fragen und Anforderungen ängstigte, daß ich singen möchte. In der letzten Nacht, als ich, wie ich glaube, in der höchsten Einsamkeit einen Psalm Marcellos einübe, entsteht vor dem Hause ein Getümmel, mein Vater hält die Leute für Räuber oder Trunkene, der Graf nennt sich endlich, und will eingelassen seyn, noch einige andere toben eben so laut, und mein Vater kann sie endlich nur beruhigen, indem er ihnen verspricht am Morgen ihren Besuch anzunehmen. Kaum sind sie fort, so muß alles in der größten Eile eingepackt werden, noch in der Nacht

werden Fuhrleute gemiethet, unsere wenigen Sachen hieher zu fahren, am Morgen, muß ich nachreisen, und er verspricht, in wenigen Stunden ebenfalls hier zu seyn, weil er in der Stadt noch unsere Reisepässe besorgen müsse. Hier erwarte ich ihn nun schon manche Stunde, gewiß ist er krank, ein Unglück ist ihm zugestoßen, und ich weiß in meiner Angst nicht Rath noch Hülfe; wo soll ich ihn wieder finden?

Der Laye suchte sie zu beruhigen. Er schlug vor, im Gasthause bis nach Tische den Alten noch zu erwarten, dann solle sie mit ihm und seiner Tochter zurück fahren, da nur ein Weg zur Stadt führe, so müßten sie dem Vater begegnen, wäre dies nicht der Fall, so solle die Fremde in seinem Hause absteigen, indessen er selbst Erkundigungen einzöge. Auf sein eindringliches Zureden und der Tochter schmeichelnde Liebkosungen wurde sie ruhiger und ging mit ihnen in den Gasthof. Bei Tische wurde man sogar guter Laune, nur verweigerte die Fremde auf die unbescheidene Bitte des Enthusiasten, zu singen, weil dies gegen ihr heiliges Versprechen laufe. Man sprach dann viel über die neulichen Musikstücke, die der Kapellmeister im Hause des Barons habe probiren lassen, sie lobte die Composition als großartig, tadelte aber die Manier der Sänger. Es

kann seyn, beschloß sie ihre Kritik, daß ich hierüber völlig in Irrthum bin, aber nach den Grundsätzen meines Vaters, und nach der Gesangesweise, die ich nach seinem Unterricht ausüben muß, ist jene Manier eben so klein als willkührlich. Ja, dürfte ich einmal (aber dazu ist mein Vater auf keine Weise zu bewegen) eine Opern Rolle, wie diese des Kapellmeisters singen, so schmeichle ich mir, daß ich eine große Wirkung hervor bringen würde, und vielleicht um so größer, weil diese Art jetzt ganz vergessen ist und die Neuheit um so mehr erschüttern möchte.

Wenn Sie diejenige sind, erwiederte der Laye, für welche ich Sie jetzt halten muß, so können Sie einen gewissen enthusiastischen Mann, wenn es übrigens Ihre Stimmung erlaubte, unbeschreiblich glücklich machen.

Die Schöne wurde roth, und der Enthusiast Kellermann, so wie er das Wort enthusiastisch nennen hörte, sprang eilig herbei und rief: ja gewiß, Verehrte! wie könnte mein Herz wohl so vielfach vereinigtem Zauber widerstehn? Es müßte ja mehr als steinern seyn.

Gebt Euch keine unnütze Mühe, rief der Laye laut lachend, ich meine jenen sonderbaren Grafen,

den wir alle kennen. Ich hoffe einen beglückenden Ausgang weissagen zu dürfen.

Die Schöne wollte sich auf keine nähern Erörterungen einlassen; lobte aber nachher im Verlauf des Gespräches den jungen Grafen, als einen schönen und verständigen Mann, der sie auch in der Gesellschaft am meisten interessirt, denn es sey ihr vorgekommen, als sey er der einzige gewesen, der wirklich von Musik etwas verstanden habe.

Auf der Rückfahrt unterhielt man sich mit heitern Gesprächen, und Julie hoffte, ihren Vater wohlbehalten in der Stadt anzutreffen. Der Enthusiast sprengte wieder auf seinem kleinen Pferde voran, und war bemüht, seine Geschicklichkeit im Reiten zu zeigen. Als sie in die Stadt hineingefahren waren, sahen sie in der Hauptstraße einen großen Volksauflauf, Getümmel, Geschrei, ein Vor- und Zurückdrängen, der Wagen mußte halten, die Wache machte Platz und der Laye verwunderte sich, als er den alten Italiener zwischen den Soldaten bemerkte, die ihn als Gefangenen fortführten. Was gibt es? fragte er einen Vorübergehenden. — Je, der braune Schelm, antwortete dieser, hat einen alten Mann so eben todt geschlagen.

Als sich die Menge verlaufen hatte und sie weiter fahren konnten, stürzte ihnen aus einem großen Hause der Graf entgegen, er rief daß man anhalten solle, und mit einem Ausdrucke übermenschlichen Entzückens half er Julien aussteigen. Der Laye und die Tochter folgten, um zu sehen wie sich die Scene entwickeln würde.

Im Saale fand Julie den alten Mann im Lehnstuhl sitzen, blaß und erschüttert, aber wohl und unverletzt. Man erfuhr, daß er den ganzen Tag durch Hin- und Herschicken, indem er seine Pässe berichtigen und auslösen mußte, von der Polizei war aufgehalten worden. Als er endlich fertig zu seyn glaubte, und eben einen Wagen suchte, um seiner Tochter nachzueilen, begegnete er dem thörichten Italiener, der ihn sogleich auf offner Straße angriff, um ihn zu mißhandeln, als er aber um Hülfe rief, nahmen sich die Vorübergehenden des Greises an, und der Verwirrte wurde der Wache übergeben. Julie liebkosete dem Alten und suchte ihn durch ihre Zärtlichkeit zu beruhigen. Der Enthusiast, so wie der

Kapellmeister waren ebenfalls Zeugen dieses Auftrittes.

Vielen Dank, sagte endlich der Alte, bin ich Ihnen, mein Herr Graf schuldig, daß Sie sich meiner so freundlich angenommen haben, jetzt aber lassen Sie uns abreisen, damit wir recht bald den Ort unsrer neuen Bestimmung erreichen.

Er stand auf und wollte gehn, Julie blieb zaudernd stehn, und blickte verlegen auf die Gegenwärtigen, der Graf aber trat vor den Greis hin und sagte mit zitterndem Tone: können Sie mir das Glück meines Lebens entreißen wollen, dem ich so lange nacheilte, jetzt, nachdem ich es endlich so unverhofft und so wunderbar gefunden habe?

Was meinen Sie? fragte der Alte.

Selig würde ich seyn, antwortete der Graf, wenn Ihre Tochter sich entschließen könnte, mir ihre Hand zu schenken. Ich bin reich, völlig unabhängig, lassen Sie uns in Liebe, Freundschaft und Musik verbunden ein Glück begründen und genießen, wie es nur immer auf Erden möglich ist.

Der Alte taumelte wie erschrocken zurück, er mußte sich vor Zittern wieder niedersetzen. Wie! rief er im heftigen Weinen aus: das könnte Ihr Ernst seyn, mein Herr Graf?

Ich nehme, rief dieser, alle diese Freunde zu Zeugen: doch, Julie selbst?

Nun, meine Tochter, sagte der Alte bewegt, könntest Du Deinen greisen Vater so glücklich machen? Jetzt liegt es in Deiner Hand, mir allen Gram meines Lebens zu vergüten und meine letzten Tage zu verherrlichen. Aber ist es denn kein Traum? Wie kommt dies Alles? Kannst Du Dich entschließen, mein Kind?

Die Tochter war heftig erschüttert. O Himmel! rief der Graf: nein, Gewalt sollen Sie sich nicht anthun: lieber entsage ich allen meinen Hoffnungen.

Können Sie mich so mißverstehn? antwortete Julie, kaum hörbar: hätten Sie wirklich nicht gefühlt, wie sehr ich mich zu Ihnen gezogen fühlte? Habe ich doch seitdem immer Ihr Bild vor Augen gehabt. Aber auch den allerfernsten Schimmer eines solchen Glücks wies ich, als einen wahnsinnigen Traum, zurück.

Der Graf kniete vor ihr nieder, der Alte legte gerührt ihre Hände in einander, dann sank sie an die Brust ihres Geliebten.

Doch jetzt, rief der Graf aufspringend, nur Einen Ton, einen Tact, ich weiß es zwar gewiß, daß Du es bist, aber um mich völlig zu überzeugen.

Sie sah fragend ihren Vater an, doch dieser sagte lächelnd: ich löse dich jetzt gänzlich von dem Gelübde, welches Du mir gethan hast, jetzt darfst und mußt Du alles thun, was Dein Bräutigam von Dir fordert.

Da sang sie ohne alle Begleitung den Anfang des stabat mater von Palestrina, so stark und voll, so anschwellend die Töne, so gehalten und lieblich, daß alle, vorzüglich aber der Graf und der Kapellmeister in ihrem Entzücken keine Worte finden konnten.

Ja, sagte der Vater, als man wieder ruhiger war, es ist mein Stolz und mein Glück, diese Stimme gebildet zu haben, ich darf es ohne väterliche Verblendung behaupten, sie ist einzig in ihrer Art, und diesen Vortrag wird man jetzt nirgends hören.

Aber wie kamen Sie nur dazu, fragte der Laye, von Ihrer Tochter sich geloben zu lassen, niemals in Gesellschaft zu singen, ja sogar dieses himmlische Talent zu verläugnen?

O mein Herr, sagte der Alte, wenn Sie meine Geschichte kennten, mein jahrelanges Elend, wie ich verkannt und gemißhandelt wurde, so würden Sie dies und noch weit mehr begreifen. Von frühster

Jugend war mein Sinn und Streben auf Musik gerichtet, aber meine Eltern waren so arm, daß sie für meine Ausbildung nur wenig thun konnten. Mit Chorsingen fristete ich mich durch, späterhin mit Stundengeben. Ich mußte mir alles selber erringen und auf den mühseligsten Wegen. Als ich den Contrapunct gründlich studirt hatte und alles versucht und durchgearbeitet, was zu einem musikalischen Componisten nothwendig ist, als ich nun fertig zu seyn glaubte, und schon manche Kirchenmusik geschrieben, die mir gelungen schien, fand ich nirgends Unterstützung, kein Mensch wollte von mir etwas wissen, mein Aeusseres war nicht empfehlend, ich besaß keine feine Lebensart, mir fehlten die einschmeichelnden Manieren. Nach Italien strebte mein Sinn, doch die matten Augen meiner hülflosen Eltern sahen mich so flehend an, daß ich recht im Herzen fühlte, wie es meine Pflicht sey, für sie zu sorgen. So mußte ich denn wieder für ein geringes Geld fast auf allen Instrumenten Unterricht geben, und diese Pein, mit einem ungeschickten gefühllosen Schüler die Geige zu kratzen, immer dieselben Mißtöne zu hören, ist über alle Beschreibung. Nur ein solcher Musiklehrer erfährt, welche Dummköpfe es

in der Welt gibt. So bot man mir einen an, der schon sechs Jahre Violine gespielt hatte. Ei! dachte ich dazumal, das ist doch ein Trost, da kann ich einmal musikalisch zu Werke schreiten und vielleicht einen ächten Scholaren erziehn. Er hatte schon Sonaten, Quartetts, Symphonieen und die schwierigsten Sachen durchgearbeitet. Und, denken Sie, als ich ihn nun ins Examen nahm, ist dieser Virtuose nicht im Stande seine Geige zu stimmen, er kennt keine Tonart, schabt alles aus dem Gedächtniß daher, hat keinen Takt, und verwundert sich in seiner blanken Unschuld, daß alles das Zusammenhang habe und Wissenschaft sey. Wie das Meerwunder, das schon fast ein erwachsener Jüngling war, seinen Pleyel zusammen rasselte, alle Töne falsch, ohne Bindung und Sinn, kreischend und quitschend, Gesichter schneidend und Pausbacken machend, davon haben Sie alle keine Vorstellung. Denken Sie, ich mußte mit ihm wieder ein Choral zu spielen anfangen, und nach sechs oder sieben Jahren, die er schon bei einem andern Lehrer verarbeitet hatte, konnte er das nicht einmal leisten.

Die übrigen hatten den Layen schon während dieser Erzählung lächelnd angesehn, als dieser aus-

rief: ist es möglich, daß ich so unvermuthet meinen verehrlichen Musiklehrer wieder finden muß? Ja, alter Herr, damals haben wir uns beide das Leben rechtschaffen sauer gemacht.

Sie sind der junge Mensch von damals? sagte der alte Mann in Verlegenheit; bitte tausendmal um Verzeihung: aber es war mir doch so merkwürdig, daß ich diesen Umstand niemals wieder vergessen habe. — Auf diese Weise ging dann meine Jugend hin. Meine Eltern starben, ich war aber indeß alt geworden. Nach und nach gab man in kleinen Orten von meinen Compositionen. Hier und da versuchte auch ein Theater meine Opern darzustellen, aber sie machten kein Glück. Als ich meine Gattin, eine herrliche Sängerin, kennen lernte, und sie ihr Schicksal mit dem meinigen vereinigte, schien mir nichts mehr zu wünschen übrig. Aber nach der Geburt meiner Tochter war ihre Stimme schwächer geworden. Ach was ist es doch für ein unermeßlicher Verlust, wenn eine wahrhaft schöne Stimme verlohren geht. Es ist ja noch weit mehr, als wenn uns ein geliebter Freund abstirbt. Und doch muß sich der Mensch auch darein finden. Meine Frau wollte es aber nicht, sie sang immer schwächer, im-

mer stärker griff sie sich an, und sang sich zu Tode. Nun war mein ganzer Himmel diese meine Tochter. Eine kleine Pension, die mir das Theater zukommen ließ, das ich eine Zeit lang dirigirt hatte, schützte mich vor der äussersten Dürftigkeit. Von jetzt vertiefte ich mich erst recht in die großen Kirchenmusiken der alten Meister. Immer dürftiger erschien mir die Gegenwart. Alle die Manieren, die Liebhabereien, die überhand nahmen, waren mir verhaßt. Am abscheulichsten aber erschien mir die neue Singmethode, welche immer mehr einriß. Der rechte Ton muß wie die Sonne aufgehn, klar, majestätisch, hell und immer heller, man muß die Unendlichkeit in ihm fühlen, und der Sänger muß ja nicht verrathen, daß er die letzte Kraft ausspielt. Eine Musik, recht vorgetragen, wiegt sich wie ein Stück des Himmels, und sieht aus dem reinen Aether in unser Herz, und zieht es hinauf. Und was ich einzig und allein im Ton hören will, ist die Begeisterung. Einen tragischen oder göttlichen Enthusiasmus gibt es, der herausklingend jeden Zuhörer von seiner menschlichen Beschränktheit erlößt. Ist die Sängerin dieser Vision fähig, so fühlt sie sich vom Sinn des Componisten, aber auch zugleich vom Sinn der ganzen Kunst

durchdrungen, daß sie Schöpferin, Dichterin wird, und wehe dem armen Kapellmeister, der dann noch Takt schlagen, und das Tempo zu starr fest halten will, denn die Eingeweihte darf über die gewöhrlichen und nothwendigen Schranken hinaus steigen, und sich wie ein Engel schwebend aus dem Grabe des Zeitlichen erheben, und triumphirend in lichter Glorie dem Unsterblichen zufliegen.

Das ist es, sagte der Laye, was ich neulich habe aussprechen wollen.

Die meisten Künstler, fuhr der Alte fort, sind nur höchstens von ihrer eignen Virtuosität trunken, selten, selten daß einer nur wagt, den Componisten zu verstehn, geschweige über ihn hinauszuschreiten. So wie im letzten Fall der Componist verherrlicht wird, so wird er im ersten fast immer vernichtet, doch ist diese Begeisterung nicht ganz zu verwerfen, weil alsdann, wenn auch auf eitle Weise, Seele in den Gesang kömmt, in so fern nehmlich der Sänger ein wirklicher ist. Mein Kind erwuchs, und ward ganz, wie ich es mir gewünscht. Sie faßte meinen Sinn, sie bekam eine Stimme, wie ich sie noch niemals gehört hatte. Ich glaubte, ein unschätzbares Kleinod in ihr zu besitzen. In dieser Ueberzeugung schrieb ich von ihr einem großen Hof, wo man

sie zur Kammersängerin berief. Nun glaubte ich, in Ruhe und ohne Armuth meine Tage beschließen zu können. Die vornehme Welt ist versammelt und sie singt ein altes Musikstück, so, daß mir die Thränen in den Augen stehn; ich selbst hatte sie nie so singen hören, denn sie hat Stolz, die Umgebung befeuerte sie. Und wie sie endigt, keine Hand, kein Wort, kein Blick. Der alte Kapellmeister kommt dann zu mir und flüstert, der Fürst und die Damen hätten geäußert, und er selber müsse die Meinung unterschreiben, meine Tochter müsse noch erst Unterricht von einem guten Sänger haben, um Schule zu bekommen.

Das ist es eben, rief jetzt der Graf aus, was sie wollen, Schule, Methode, wie sie es nennen, statt des Gesanges. Ja, das war jener Abend, als ich, Julie, in Wonne aufgelößt hinter Deinem Rücken stand, und Dein Angesicht nicht sehn konnte. Methode! gerade als wenn ein Solimene oder Trevisano den Raphael bedauern wollte, daß er nicht mehr Schule in seinen Werken zeige.

Julie sagte: glauben Sie mir, mein Vater, ich kann besser singen, als ich jenen Abend sang. Ja, vor Freunden, die uns verstehn, die unserm Sinn

entgegenkommen, wird die Stimme noch einmal so mächtig und die Sicherheit unendlich. Aber man fühlt es auch vorher durch geistigen Instinkt, wenn wir vor Unverständigen singen sollen. Wird bei jenen der Gesang wie Gold in Gluth der Liebe geschmolzen, so versagt bei diesen Ton und Muth, jener wird oft, trotz aller Anstrengung, kümmerlich. An jenem, mir fürchterlichen Abende, sah ich mich geflissentlich nicht um, und doch steckten mir alle die Augen der gelangweilten Hofdamen, und die verwunderten Blicke der neugierigen Cavaliere in der Kehle.

Das Unglück, dieser Unsinn, nahm der Alte wieder das Wort, verwirrten mir auch den Kopf. Ohne es nur anzuzeigen, reisete ich noch in derselben kalten Nacht mit meiner Tochter wieder ab. Sie mußte mir feierlich geloben, nie anders, als nur in meiner Gegenwart, und wenn ich es ihr erlaubte, zu singen. Kam sie unter Menschen, die jetzt fast alle gerne kreischen und zwitschern, so mußte sie fest verläugnen, daß sie nur irgend was von Musik wisse. Wir lebten sehr einsam, kamen wenig, oder gar nicht unter die Leute. Mein Gemüth verfinsterte sich immer mehr, und wäre nicht meine Tochter gewesen, so wäre ich

wohl längst gestorben, oder Wahnsinn hätte mich ergriffen. Ist mir doch fast, als wäre ich in manchen Stunden diesem Elende nicht allzufern gewesen. Oefter wechselte ich den Wohnsitz und kam nun hieher, um draussen, in der Nähe finsterer Tannen recht einsam zu leben, und ungestört mit meinem Kinde Gesang und Musik zu üben, da sah mich neulich der Herr (indem er auf den Kapellmeister wies) draussen, und gestern wollten sie beide in der Nacht mein Haus bestürmen, was ich freilich ganz anders auslegte, als es sich nun zu meinem unerwarteten Glücke ausgewiesen hat.

Man setzte fest, daß noch heut Abend die Verlobung seyn sollte, zu welcher auch der Baron und seine Familie gebeten wurde.

Aber halt! rief der Kapellmeister, Ihr Gelübde Herr Graf, welches Sie in dieser Nacht gethan haben, daß Ihre schöne Braut noch vor der Vermählung die Hauptparthie in meiner Oper singen soll!

Es sey, sagte der Graf, wenn es meiner Julie nicht unangenehm ist. Man sah es ihr aber, auch ohne ihre Versicherung wohl an, daß er ihr Freude mache, auf eine so glänzende Art ihr großes Talent zu entwickeln.

Ehe der Graf in das Schauspiel ging, nahm er noch einmal den alten Italiener einsam vor und sagte: Ihr hättet neulich fast Unglück gestiftet, alter Thor, reiset nun, wozu ich Euch ausgestattet habe, in Euere Heimath zurück, lebt dort ruhig und Ihr werdet richtig Euere Pension ausgezahlt erhalten, die Euer Alter froh und sorgenlos machen kann.

Excellenza, antwortete der Verwirrte, seyn die Großmuth selbst: bitte auch auf Knien um Pardon, daß den Schwiegervater habe prügeln wollen, dem alten boshaften Hortensio, der alle Musik ruinirt. Ich hatte lange drauffen gelauert, und war im Wald vor Müdigkeit und Chagrin eingeschlafen, unterdessen er auf und davon. Untersuche alle Dörfer dort, komme müde und matt zurück, da rennt er über die Straße: Herr Graf, da zog es mich so allgewaltig, ich mußte losprügeln, und wenn's mein leiblicher Vater gewesen wäre.

Als Julie sich in der schöngesetzten Parthie zeigte, und die vollen Töne so sicher ausstralte, war das Entzücken des Publikums allgemein. Die Zeichen des Mißfallens, die einige Freunde der eigensinnigen Sängerin wollten hören lassen, mußten beschämt verstummen. Als die große Arie gesungen war,

entstand ein so lautes Beifallrufen, ein solches Jauchzen und Geräusch, daß Musik und Stück inne hielt. Als es ruhiger war, hörte man eine laut heisere Stimme, die vom Parterre herauf rief: taugt nix! gar nix! miserable Pfuscherei, kein Vortrag: ist nur Aberwitz und deutsche Seelenmanier vom verrückten Herrn Hortensio! Es war der alte Italiener, der sich noch einmal hören ließ, aber genöthigt wurde, das Theater zu verlassen.

Noch niemals hatte in dieser Stadt eine Oper so großes Glück gemacht, der Kapellmeister war beseligt, der Vater glücklich, der Graf entzückt, der Laye in frühere Jahre versetzt, und der Enthusiast, was die Uebrigen freute, ohne Worte.

Bald darauf war die Vermählung der Glücklichen. Dann zog der Graf auf seine großen Güter, alte Musik, die Compositionen Hortensios, Opern wurden in seinen Sälen gegeben, und die abwesenden Freunde hörten in Briefen nur von der ungetrübten Freude dieser auf so wunderliche Art Vereinigten.

TIFFEN® Gray Scale

R G B W G K C Y M

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

© The Tiffen Company, 2007

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf